

H. Farnow jun.

Briefe eines Junggesellen.

Stimmungsbilder

von

S. Fris.

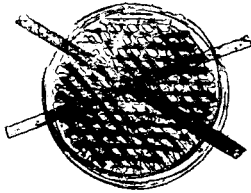
(Fris Singer.)

Dritte Auflage.

3200

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



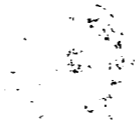
30340

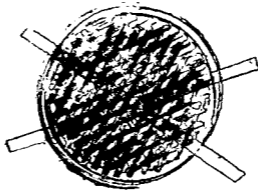
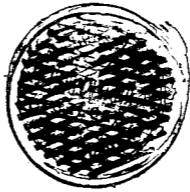




Wilhelm Goldbaum

herzlich ausgesaget.





Vorwort.

Und wieder bringe ich ein Buch,
Ich schrieb's mit zagem Herzen;
Es ist ein mißlicher Versuch,
Ein Schicksal fortzuschergen,
Das nach gar knapp gemess'nem Strahl
Aus Tagen, sonnenhellen,
Mich eingereicht hat in die Zahl
Der alten Junggesellen.

Warf manches hin in fecker Schrift,
Was nie mir widerfahren;
Es irrte gar der lose Stift
Nach unerschloss'nen Jahren —
Ein Buch, wie man so Bücher macht
Aus Fabelei und Leben:
Erschaut, erlebt, erlauscht, erdacht —
Hab' ich in Eins gegeben.

Wohl hie und da ein trüber Klang
Tönt zwischendurch als Störung,
Ein Bettlerruf, der zag und bang
Sich aufringt um Gehörung:
O, Abendsonne! noch einmal —
Das Wrack mag dann zerschellen —
Send' einen letzten lichten Strahl
Dem alten Junggesellen!



Briefe eines Junggesellen.



An meinem 29. Geburtstage.

Lieber Paul!

Erinnerst du dich unter den vielen denkwürdigen Momenten an deinem Hochzeitstage wohl auch der kleinen Abschiedsscene, die zwischen uns gespielt? Es war zur Stunde, in welcher du deine letzten Siebensachen aus unserer alten Behausung holtest, um mit deinem jungen Glücke dein Zelt weit fort — in einer anderen Stadt aufzuschlagen.

Ich war eben daran, dir eine gefühlvolle Rede zu halten; du aber wolltest sie nicht hören und sagtest nur: „Wir werden uns schreiben, Freund!“ Ich antwortete gerührt: „Gewiß, von zwei zu zwei Wochen.“ Du aber meintest wieder: „Nein, von zwei zu zwei Jahren. Es sammelt sich mehr Stoff in dieser Zeit.“ Schon im Begriffe, dir ob dieses kühlen Vorschlages ernstlich böse zu werden, erblickte ich zu meiner Überraschung in deinem Auge etwas, was fast einer Thräne glich, und ich sagte nur: „Sei's! Hingegen beantrage ich, daß wir uns immer zum eigenen Geburtstage schreiben sollen. Es mag dies eine Art Generalbeichte werden.“ Darauf ein kräftiges All right von dir, noch ein Handschlag — und fort rolltest du mit Koffern und Hutschachteln zum Bahnhofe.

Und heute ist so ein Geburtstag, mein Geburtstag. Ja, Freund, es war eine dankenswerte Idee meiner Eltern, mich in die Welt zu setzen; nicht nur ich habe eine Freude daran, sichtlich auch andere. Ich erhielt heute zur Feier des glorreichen Tages — es ist erstaunlich wie viele um denselben



wissen — einen Strauß Bergißmeinnicht, eine Briefftasche, drein gestickt: „Pensez à moi“, eine Schreibmappe mit der Inschrift: „Gedenke mein!“ und noch mehrere nette Dinge dieser Art. Alles anonym! Was für bedeutende Ansprüche diese guten Leutchen an mein Gedächtnis stellen!

Ich bin aber auch an den übrigen dreihundertvierundsechzig Tagen des Jahres ein gar beliebtes und gesuchtes Menschenkind. So oft ich nach Hause komme, finde ich auf meinem Schreibpulte einige jener eleganten Drucksorten: Herr und Frau A., Herr und Frau B., Herr und Frau C. — bitten für Montag, für Dienstag, für Mittwoch — zum Diner, zum Souper, &c. Und wenn ich der Einladung nachkomme, werde ich zwischen zwei prachtvoll toiletlierte und dekolletierte Damen, vor eine Damastserviette, fünferlei Gläser und fünferlei Bestecke gesetzt, und livrierte Bediente präsentieren mir auf silbernen Schüsseln die Primeurs der Saison. Ich tanze selbstverständlich nicht; aber wenn es zur Damenwahl kommt, erstrahlt mein Frack nichtsdestoweniger von den mächtigsten Cotillonorden, und Abend für Abend bekomme ich von rosigen Frauenlippen in den verschiedenlichsten traulichen Nischen zu hören, daß ich ein reizender Mensch sei.

Und all' das als Belohnung wofür? Für das einzig eine Verdienst, den Kirchen und den Bürgermeisterämtern, jenen gefährlichen Gebäuden, wo die Kleinen „Ja für ewig“ gestammelt werden, bisher standhaft aus dem Wege gegangen zu sein.

Es lebe die Freiheit! Ich muß dir die geziemende Anzeige machen, daß ich für immer zu ihrer Fahne geschworen habe. Ich und viele meiner Gesinnungsgenossen, lauter Garçons aus Überzeugung, haben hier einen Junggesellenbund zum wechselseitigen Schutze ins Leben gerufen. Vier Wochen lang berieten wir über die Statuten. Es gab gelegentlich der Abfassung stürmische Debatten, viel Flüssigkeit wurde dabei konsumiert; aber erfreulicherweise mehr Champagner als Tinte. Jetzt sind die Statuten endgültig fest-

gestellt; nicht weniger als neunundachtzig Paragraphen haben wir zusammengeschmiedet. Die wichtigsten sind die folgenden:

„Der Bund führt den Namen ‚Anti-Hymen‘.“

„Zur Aufnahme als Bundesmitglied darf sich nur derjenige melden, der das vierundzwanzigste Jahr überschritten und vor seiner Anwerbung einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hat, d. h. nie verlobt oder vermählt gewesen ist.“

„Bei der Aufnahme wird der Aspirant vom Großmeister in feierlicher Rede begrüßt; es wird ihm die Geschichte vom Könige Menelaus vorgelesen und sodann der Eid auf die Statuten abgenommen. Der Eid wird mit vier Fingern der rechten Hand geleistet; der Ringfinger bleibt eingebogen.“

„Jedes Mitglied bleibt drei Jahre Lehrling und avanciert dann zum Gesellen. Die Meisterwürde aber wird ihm nicht vor seinem fünfzigsten Lebensjahre verliehen.“

„Das Wort ‚verlobt‘ darf im Bundeslokale nicht ausgesprochen werden. Es ist im Bedarfsfalle durch das Wort ‚erkrankt‘ zu ersetzen. Dawiderhandelnden wird für den Abend des Strassalles von dem amtierenden Büttel des Bundes eine Tafel an einer massiven eisernen Kette umgehängt mit der Inschrift: ‚Du sollst dich nicht versprechen!‘“ (Diese Strafregele hat wegen des Doppelsinnes im Worte ‚versprechen‘ einstimmige Annahme gefunden.)

„Das Wort ‚verheiratet‘ darf im Bundeslokale gleichfalls nicht ausgesprochen werden. Es ist im Bedarfsfalle durch das Wort ‚hingerichtet‘ zu ersetzen. Als Strafe für den Dawiderhandelnden wird bestimmt, daß derselbe am Abende des Deliktes den Mund zur Rede nicht mehr öffnen dürfe.“

„Die Mitgliedschaft dauert bis an das Lebensende. Wenn aber der Teufel in Frauengestalt gegen Fug und Recht ein Mitglied vor dessen natürlichem Tode dem Bunde ablistet, wird bestimmt, daß der Überlistete, falls er Lehrling war, zehn Flaschen, falls er Geselle war, zwanzig Flaschen, und

falls er Meister war, dreißig Flaschen Sekt prima Sorte an den beschädigten Bund zu entrichten habe. Die Photographieen der überlisteten Meister werden im Bundeslokale aufgehängt und mit Hirschgeweihen geschmückt."

"An jedem Sylvesterabende wird eine Seelenmesse für die Verstorbenen und Verheirateten des Bundes gelesen."

Es sind ganz vergnügliche Abende, welche ich in diesen Versammlungen — sie finden zweimal wöchentlich statt — zubringe. Jeder sucht sein Bestes an Anekdoten, Bonmots und Kalauern beizutragen. Häufige Strafverfügungen helfen zur Erheiterung redlich mit. —

Zu Hause bin ich fast gar nicht; die freien Tagesstunden, wenn ich nichts Besseres vor habe, verbringe ich anständigerweise im Amte, und innerhalb unserer einst gemeinschaftlichen vier Wände genieße ich mithin nur ein paar Stunden Schlafes, das erste Frühstück und die Morgencigarre. Diese Morgencigarre mundet aber auch so vortrefflich, daß ich mich in ihrem Genusse von niemand stören lasse. Ich kann dir meine Sorte — Garibaldi Flor — wärmstens empfehlen. Dieses Aroma! Dieser Wohlgeschmack! Und vor allem diese Rauchringeln! Solche Rauchringeln wie meine Cigarre hat gar keine andere Specialität. Brünette und blonde Sylphiden schwirren und schweben darinnen auf und nieder und treiben sonnigen, wonnigen Märchenspuß. Aber seit einigen Tagen haben die blonden Sylphiden die Oberhand.

Daß ich's nur kurz mache: Ich bin verliebt. — Wer lacht da? — Also, wenn du es so lieber hörst: wieder einmal verliebt. (Die Statuten des Anti-Hymen verbieten ja nur die Ehe, aber nicht die Liebe. Einen solchen Paragraphen hätten sich wohl sämtliche Bundesmitglieder schönstens verboten.)

Das holde Kind, welches jetzt in den Alleinbesitz meines Herzens getreten, ist braver Leute einziges Töchterchen.

Ich habe über die Liebe reiflich nachgedacht. Es giebt

für das Herz doch nichts erfrischenderes als eine Mädchenblüte, von welcher noch kein Schmetterling den ersten Kuß fortgenascht hat.

Sie heißt Klara, hat blondes Haar, das in üppigen Zöpfen das thaufrische Gesichtchen umrahmt, einen rosigen Mund mit zweiunddreißig Elfenbeinstäbchen und ein Paar Augen — ach! ein Paar braune, treue, scheue Rehagen, welche die Welt um sie her wie ein unlösbares Rätsel anzublicken scheinen.

Auf einem Hausballe bin ich ihr begegnet. Mit einem schüchternen Geplauder der Augen fing es an; dann wandte ich einige jener üblichen Ballphrasen an sie, von welchen ich immer, wenn ich mich zu einer Soiree rüste, einige in meinen Geist stecke, und welche die Eigenschaft haben müssen, aphoristisch gefaßt zu sein. Man muß ja jeden Augenblick gewärtigen, von einem Tanzjünglinge in der schönsten Satzkonstruktion unterbrochen zu werden. Aber nach und nach wurden Klara gegenüber aus den Aphorismen ganz respectable abgeschlossene Satzperioden, und als inmitten einer solchen ein junges Herrchen sich vor ihr verbeugte, um mit ihr fortzuwirbeln, hatte das liebe Kind den holden Einfall, zu sagen: „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich bin für diese Française zum Plaudern engagiert.“ War das nicht reizend von ihr?

Nach und nach wurde sie selbst gesprächig. Sie erzählte mir von einer Pensionsfreundin, welcher sie sehr zugethan sei, von einem Better, welchen sie nicht leiden könne, von ihren Musikübungen, von dem und jenem. Die Zeit verflog uns rasch.

Auf dem Heimwege schloß ich mich ihrer Familie an, hatte aber nur wenig Gelegenheit mehr, die Kleine zu sprechen. „Mein Fräulein,“ sagte ich ihr, „in einer Viertelstunde werden Sie sich wohl schon in sanftem Schlafe wiegen.“

„O, nicht so bald,“ war die geflüsterte Antwort.

„Das kleine Tagewerk ist also noch nicht beendet? Was für große Dinge planen Sie denn noch für heute?“

„Vorerst muß ich den Eltern gesegnete Ruhe wünschen.“

„Und dann? Sie entschuldigen wohl, Fräulein, meine Neugier?“

„Dann verrichte ich mein Nachtgebet.“

„Und dann?“

„Dann kritzle ich in mein Tagebuch.“

„Das dauert wohl jeden Tag sehr lange?“

„O, nicht täglich.“

„Und ist vielleicht heute so ein nicht täglicher Tag?“

Die Antwort auf diese Frage hat zwar der Portier mit seinem Hausschlüssel abgeschritten, aber einen süßen Blick habe ich mit auf den Weg bekommen, und wie zufällig fiel eine Rose auf den Boden

Die Rose habe ich ins Wasser gestellt, und aus dem Blicke ward bis zum anderen Morgen ein Gedicht. Ich hätte dir von letzterem eine Abschrift gesandt; aber ich weiß leider, daß dir für meine Verse der erforderliche Geschmack mangelt. —

Vergiß nicht unseren Pakt; auf den 24. Februar fällt dein Geburts- und Schreibetag! Zu dem ersteren im vor-
hinein meine besten Wünsche!

Dein

Theodor.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Dank für deine lieben Zeilen, so wie auch dafür, daß du mir die Verse, welche du zusammengeschweift, vorenthalten hast. Doch bin ich begierig, zu erfahren, wie weit du mit deiner Herzens-Klara gekommen bist.

Über mich weiß ich wenig zu berichten. Wir haben uns hier ziemlich eingelebt, obschon wir noch blutwenig von der der Stadt zu schauen bekommen haben.

Unsere kleine Weltbürgerin trägt die Schuld an dieser Zurückgezogenheit. Sie machte uns vor ihrem Erscheinen manches zu schaffen und giebt uns auch seither viel zu thun.

Eben beginnt sie wieder, zu rumoren. Meine Frau ist anderweitig beschäftigt. Ich muß die Hannakin suchen gehen.

Entschuldige mich deshalb für heute — ein nächstes Mal mehr von deinem

Paul.

 Am 31. Geburtstage.

Lieber Paul!

Unserem absonderlichen Vertrage gemäß habe ich dir erst heute auf deine Zeilen von vor zwei Jahren zu antworten.

Klara! Du fragst nach Klara? Aufrichtig gestanden, ich hatte anfänglich einige Mühe, mich zu erinnern, welche Klara du meinst. Nach und nach fällt mir aber die ganze verteuftelte Geschichte ein — Anfang und Ende derselben standen so nahe bei einander!

Die Rose, welche ich an jenem Ballabend nach Hause gebracht, war noch nicht ganz abgeblüht, da ließ sich mir im Amte ein Herr melden. „In einer Privatangelegenheit,“ wie der Diener hinzufügte. (Hast du es schon erlebt, daß jemand, der sich „in einer Privatangelegenheit“ melden ließ, dir etwas angenehmes mitzuteilen hatte? Ich nicht.) Ich lasse den Herrn bitten einzutreten, und es erscheint ein feistes, mir bis dahin unbekanntes Männchen, das sich mir als Onkel Klaras vorstellt. Ich mache meine freundlichsten Nasenlöcher, offeriere ihm eine prächtige Cigarre und frage etwas ängstlich, womit ich ihm dienen könne.

Es erfolgt seinerseits eine umfassende Räusperung; dann sagt er mir, so wie er der Onkel Klaras sei, wäre seine Frau die Tante, und die Tante habe bemerkt, daß ich mich mit dem guten Mädchen ganz ausnehmend beschäftigt hätte. Die Tante habe eine andere Tante darauf aufmerksam gemacht, und diese habe den Eltern Klaras das Passende einer Verbindung ihrer Tochter mit mir auseinandergesetzt; gestern sei Familienrat abgehalten worden; man hätte zwar dies und jenes gegen mich vorgebracht, endlich aber doch einstimmig beschlossen, mir das Mädchen zum Weibe zu geben. Er wäre nun hierher beordert, um mir diese — wie er sich ausdrückte — angenehme Mitteilung zu machen, und warte jetzt auf meine Entschließung.

Eine sehr unerquickliche Pause trat ein. Zum Glücke war dem guten Onkel die Cigarre erloschen und ich mühte mich, länger als es absolut nötig war, sie wieder in Glut zu setzen. Endlich aber mußte ich doch sprechen. Ich stammelte, daß das Bewußtsein, ein so herrliches Mädchen erreichen zu können, die Aussicht, von einer zweifelsohne so ehrenwerten Familie aufgenommen zu werden, mich über die Maßen ehre und eigentlich mehr sei, als ich erwarten dürfte; daß ich aber für die Praxis leider noch immer nicht die richtige Eignung zu einer solchen Auszeichnung in mir fühle — sobald ich aber die richtige Eignung fühlen würde,

solle er sofort davon in Kenntniß gesetzt werden. Wieder eine Pause — ich verwendete ein halbes Duzend Zündhölzchen, um die neuerdings erloschene Cigarre in Glut zu bringen — einige nichtsagende Nebensarten — und der gute Onkel zog mit sichtlich verblüffter Miene ab.

Lieber Freund, ich hatte von jeher eine heillosse Abneigung gegen alte Tanten und Basen; ich sah nun, wie begründet dieselbe war. Mit so täppischer, prosaischer Hand in meinen schönen Roman zu greifen, mir vom Heiraten zu sprechen, wo ich mich just so erquickend verliebt fühlte — das war unverantwortlich, das war abscheulich, das war gemein!

Anti-Hymen floriert! Nach manchem Abende Süßholzgeraspels ist ein Abend unter diesen flotten Burschen eine rechte Erholung. Ich habe dir die Mitglieder der lustigen Tafelrunde noch nicht vorgestellt — das beiliegende humoristisch skizzierte Bild möge die nähere Bekanntschaft vermitteln!

Zu meiner Rechten erblickst du den kleinen Thalberg, wie er eben eine drollig ernste Miene aufgesetzt, um mit dem Bierjungen hinter ihm englisch zu sprechen. Er thut das allabendlich, entwickelt aber dabei so viel Humor, daß uns manchmal vor Lachen Thränen in die Augen treten.

Neben ihm hingelehnt sitzt der blonde Romberg, auch Romberg le beau genannt, siegesbewußt lächelnd und mit ängstlich gepflegter Hand die Spitzen seines blonden Schnurrbartes nach aufwärts kräuselnd. Dieses kokette Manöver gilt als sicheres Anzeichen, daß er ein just erlebtes Liebesabenteuer von sich geben möchte. Wir alle sind aber auch dann heiter bemüht, ihn so lange als möglich nicht zu Worte kommen zu lassen. Romberg ist — was nicht zu leugnen — ein ungewöhnlich hübscher Bursche, und sein Glück bei Frauen ist berechtigt.

Der Mann mit dem aristokratischen Air, mit einem Couvert, worauf eine Herzogskrone gemalt, in der Hand, ist

Arthur Linden. Er präsentiert nämlich als Beleg für seine noblen Connaissancen solche Couverts mit Vorliebe, ist aber diskret genug, den Inhalt derselben nicht zu verraten. Linden verkehrt allem Anscheine nach in der Crème der Gesellschaft, weiß alle Neuigkeiten aus dem high life, ist ein vortrefflicher Causeur, trägt also sein Scherflein zur Zerstreung redlich bei.

Die beiden heftig mit den Händen gegeneinander agierenden Herren, durch einen weisen Bundesbeschluß an die beiden äußersten Enden der Tafel postiert, sind Dr. Döring und Dr. Holber, unsere zwei Advokaten. Beide besitzen viel Suada, aber wenig Klienten, und es ist für uns höchst amüsant, ihren geistreichen juridischen Wortgefechten, welche zu ihrem Bedauern meist akademisch bleiben müssen, beizuwohnen.

Der Mann mit dem wütigen Blicke ist Schleinitz, unser Weiberfeind par excellenco. An jedem Bundesabende kredenzt er uns beim Entree ein Ständälchen von einem kläglich düpierten Ehemanne und beim Dessert hält er regelmäßig eine langatmige Philippika gegen die Ehe. Schleinitz hat vermöge dieser Specialität die nächste Anwartschaft auf den Großmeisterstuhl.

Nabe der Thüre, für den Speisenträger leicht erreichbar, in voller Mundthätigkeit begriffen, präsentieren sich dir der dicke Stöber und der dünne Hanke, unsere zwei gastronomischen Virtuosen. Die zwei edlen und vortrefflichen Magen sind nicht frei von Eifersucht. Der dicke Stöber ist dem dünnen Hanke immer um ein paar Schweinskotelettes voraus, wogegen dieser in der Abtheilung für Trinkbares die Meisterschaft übt. Hanke wird dabei nicht müde, zu betonen, daß das Trinken im Range höher stehe als das Essen.

Nich kennst du, und von den übrigen Mitgliedern der lustigen Bruderschaft ist nichts besonderes anzuführen. Es sind lauter brave muntere Kerle — keiner ist ein Spielberberber; sie lachen fröhlich mit, wenn es zu lachen giebt, und

stimmen in das Evviva und in das Pereat, je nachdem das eine oder das andere am Platze ist, regelrecht ein.

Der Humor ist in dem rauchgeschwärzten Lokale zu Hause, und die Stunden entschwinden im Handumdrehen. Vor dem Morgengrauen giebt es selten einen Ausbruch von den Gelagen des Anti-Hymen! —

Und mein Herz? Es interessirt dich wohl, zu erfahren, wo dasselbe jetzt einen Unterschlupf gefunden? Nun denn — bei einer reizenden Frau!

Ich habe über die Liebe wieder einmal reiflich nachgedacht. Es ist doch nicht das richtige, das Herz an ein Mädchen zu hängen, bei welchem hinter jedem verstohlenen Blicke das Gespenst einer Schwiegermutter-Kandidatin steht, welche im Geiste schon das Monogramm für die künftige Hauswäsche zeichnet. Nein, der größte Genuß ist eine glückliche Stunde bei einer schönen Frau, eine frohe, genaschte Stunde, genügend, um die glühenden Wangen wieder und wieder zu küssen, und doch zu knapp, um die Puderquaste zu sehen, welche ihnen die Vollendung leiht — eine selige Spanne Zeit, hinreichend, um sich an dem Wohlgeruche der weichen Locken zu berauschen, und doch zu kurz, um Zeuge sein zu müssen, wie sie aus den Papilloten schlüpfen!

Meine Beziehungen zur herrlichen Frau X. — du wirst wohl entschuldigen, daß ich den Namen diskret verschweige — stammen von der letzten Opernredoute.

Ich nenne sonst eine solche Redoute nur die Nacht des Gerichtes für uns junge Leute, in welcher wir alle begangenen Sünden des Jahres ins Ohr gelispelt bekommen. Es wird unsereinem da um die Geisterstunde vorgehalten, mit wem wir während des Winters getanzt, neben wem wir während des Sommers frische Luft geschöpft haben; wir erfahren, wo wir zu bescheiden, wo zu kühn, wo zu artig, wo unhöflich waren, wo wir Hoffnungen erweckt und wo wir solche im Reime erstickt haben — und alles dies unter Spitzenbarben von wohlvermummten Gestalten, bei dreißig Grad.

Reaumur, inmitten einer neugierig horchenden, uns unablässig auf die Füße tretenden Menge.

Aber die Redoute, bei welcher ich der himmlischen X. näher kam, erschien mir wahrlich nicht als eine Strafe.

Ein halb Duzend Frauenzimmerchen hatte schon seine meist schlecht erlernten Sprachschätze an mir erschöpft, als ein mit Spitzen behangener Rosa-Domino mich mit dem Fächer berührte. Von diesem Fächerschlage angefangen interessirte mich die Maske. Schon ihr „Ich kenne dich“ schien mir geistreicher als die vielen anderen, welche ich bis dahin zu hören bekommen hatte. Alles an ihr war Charme und Chic. Sie frug mich nach allerlei — verfängliche Fragen mitunter; aber ihr Geplauder, aus welchem weniger Neugier als Wohlwollen für mich sprach, wirkte erquickend auf mich. Währenddessen ruhte die kleine Hand in weißem Glacee mit zwölf Knöpfchen auf meinem Arme, und unwillkürlich ließ ich den brennenden Wunsch laut werden, diese kleine Hand ohne Glacee brücken zu dürfen. Anfangs wollte das Ohr, welches rosig aus der Kapuze hervorguckte, nicht darauf hören; aber schließlich wurde es mir doch als Gnade gewährt. Zögernd und zagend löste sich ein Knöpfchen nach dem anderen und — der Handschuh hatte nicht zu viel versprochen.

Es kam eine zarte, weiche, weiße, schmiegsame Frauenhand zum Vorscheine, eine Hand, von der jedermann eutzückt sein mußte — nur vielleicht einer nicht, der Gatte! Es war eine Hand, die sicherlich niemals gekocht, niemals genäht, niemals gefäubert und nie ein Kind gepflegt hatte.

Und als ich in selbigem Behagen diese kleine Hand brückte, fühlte ich es am Gegendrucke, daß ihre Herrin mir gut, sehr gut sei

Drei Tage nach dem Maskenballe bekam ich eine Tisch- einladung zu Herrn und Frau X.

Die kleine Hand, welche sich mir zum Willkommen entgegenstreckte, war dieselbe, welche ich auf der Redoute in der

meinigen gehalten hatte. Ich erkannte sie sofort trotz des blaßgrauen Amethystes, welcher jetzt an derselben glänzte — und die kleine Hand gehörte einer entzückenden Frau. Ich bin dieser Frau schon früher öfters in Gesellschaft begegnet, habe sie zwar immer lieblich, aber nie so allerliebste gefunden, wie an diesem Abende. Es ist wohl begreiflich, daß man eine Frau, die einem so viel angenehme Aufmerksamkeit schenkt, mit anderem Auge betrachtet als alle anderen Frauen.

Der Herr des Hauses nahm mich auf das Liebenswürdigste auf. Er war einer jener bequemen Ehemänner, die an ihrem Schicksale mitschuldig sind; einer jener Ehemänner wie sie Gardou beschreibt, die dir ein vortreffliches Diner vorsetzen, eine Havanna anbieten, sich aber gleichzeitig bei dir entschuldigen, daß sie dich leider jetzt mit der Hausfrau allein lassen müssen, weil eine dringende Angelegenheit sie in Anspruch nehme — worauf sie ruhig in ihren Klub gehen.

Auch Herr K. wurde an jenem Abende in einer dringenden Angelegenheit abberufen. Die schöne Hausfrau und ich fanden uns nach Tische allein. Ich drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf die mir bereits vorteilhaftest bekannte Hand — sie ließ ihn zu, aber sie wehrte einem zweiten.

Die reizende Frau befand sich in einer jener erregten, thränenfälligen Stimmungen, welche ein feinfühligere Mann nicht für sich ausbeuten darf. Ich entfernte mich bald.

Wieder drei Tage verflossen, da bekam ich einen acht Seiten langen, enggeschriebenen Brief — mit einem Postskriptum von zwei Zeilen. Ich habe den Brief nicht gelesen, nur überflogen: es stand wiederholt „mein geliebter Gatte“ darin. Das Postskriptum aber habe ich mit Aufmerksamkeit studiert. Das Postskriptum ist ja bei allen Frauenbriefen die Hauptsache! Mein Postskriptum lautete: „Mein geliebter Gatte ist heute Abend nicht zu Hause — bitte, besuchen sie eine Einsame.“

Ich pochte um sieben Uhr abends an die Thüre der Frau K. Der Bediente sagte mir, Madame habe Migräne,

trotzdessen sei ihm der Auftrag gegeben worden, mich vorzulassen. Ich trat auf den Fußspitzen ein, wie der Takt es dem Gebildeten bei Migränefällen vorschreibt.

Es war eine der reizendst arrangierten Migränen, so mir im Leben begegneten! Die Lampe war verhängt und hüllte das Boudoir in ein mystisches Clairobskur. Auf der Chaiselongue ruhte die anbetungswürdige Frau, und weder dem himmelblauen Schlafrocke, aus dessen Saume zwei niedliche Pantoffeln lugten, noch der weißen Angoradecke konnte es gelingen, die herrlichen Formen vollständig zu verhüllen. Mit einem Krystallflacon spielend lag das süße Händchen, das sich aus der Pelucheverbrämung der Robe vortheilhaft abhob, auf der Sofalehne. Das herrliche braune Haar war aufgelöst und fiel in langen Strähnen über das liebreizende Gesicht mit dem halb leidenden, halb schmachtenden Ausdrucke. Es schien mir fast, als könnte ich die wirren Gedanken entziffern, die wie im Kampfe durch das schmerzende Köpfchen zuckten:

„Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehäset,
Entwenden muß du's oder rauben,
Oy' dich die Mißgunst überrascht.“

Diese Verse darfst du dir gefallen lassen; denn sie sind von Schiller und nicht von deinem

Theodor.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Dein Brief atmet ja Glück und Wonne — mögen sie dir erhalten bleiben!

Ich hatte im Sinne, dir einen längeren Bericht über unser Leben zukommen zu lassen; aber es wird wohl beim Vorsatze bleiben müssen.

Wir haben jetzt zwei Solosänger im Hause, die sich leider bisher zu einem Duette noch nicht verständigen konnten. Meine Tochter heult uns das erste Ständchen um vier Uhr morgens — mein Sohn sein letztes um zwölf Uhr nachts.

Eben schlug es zwölf! Gott sei Dank, das Bübchen scheint eingeschlafen — ich muß die Pause nützen, um auszurufen.

Du bist mir doch nicht böse?

Gruß und Handschlag!

Paul.

Lieber Paul!

Dreiunddreißig!

Ich muß dir wohl in meinem letzten Briefe über Frau K. geschrieben haben; denn meine Beziehungen zu ihr fingen ja gerade zu jener Zeit vor beiläufig zwei Jahren an, intime zu werden. Nun, ich erkläre Frau K. noch heute für eine charmante Frau; aber in ihrem Herrn Gemahl hatte ich mich arg getäuscht. Er war nicht so bequem, als es den Anschein hatte.

Eines Tages, da ich ihm auf seiner Treppe zu einer Stunde begegnete, die er für einen Besuch als zu vorgerückt

auffaßte, forderte er mich. Wir schossen uns auf einer stillen Waldblichtung. Seine Sekundanten waren zwei ihm befreundete Kavallerieoffiziere, die meinigen Schleinitz, der Weiberfeind aus dem Anti-Hymen, und ein anderer Bundeskollege.

Es war ein Duell mit dem denkbar glücklichsten Ausgange für mich. E. wurde gar nicht verletzt, und ich erntete nur einen Streifschuß in den Arm, der mir erlaubte, denselben einen Monat lang in einer interessanten Schlinge zu tragen, und eine von einem Freunde sehr wirkungsvoll stilisierte Zeitungsnotiz mit der pikanten Überschrift: „Cherchez la femme!“ Ich erhielt während der Woche des Duellens neun Dinereinladungen und war während dreier Tage Stadtgespräch. So eine kleine Auffrischung im Gedächtnisse der Gesellschaft thut manchmal not!

Man muß es sich zur Aufgabe machen, sich nach besten Kräften zu behaupten. Ich tummle mich noch immer, eigentlich noch mehr als früher, auf dem Parkett der Salons; denn — ich tanze wieder!

Eine hübsche niedliche Frau frug mich eines Abends zu Beginn der laufenden Saison: „Sie tanzen nicht mehr?“ Das „nicht“ war berechtigt; das „mehr“ war eine Malice. Als Demonstration habe ich an jenem Abende wie ein eben flügge gewordener Gymnasiast getanzt, und seitdem bin ich wie einst der Erste bei jedem Walzer. Man braucht eben mit neunundzwanzig Jahren nicht zu tanzen; aber mit dreiunddreißig muß man es, damit es nicht heiße, man tanze „nicht mehr!“

Ich walze und polke wieder. Doch bitte ich dich, lieber Freund, aus dieser Mitteilung keine unrichtigen Folgerungen zu ziehen — ich tanze sans conséquence. Ich stelle regelmäßig nach gethaner Arbeit die geliebten Fräuleins ihren rechtmäßigen Besitzerinnen mit Dank zurück.

Es ist erstaunlich, wie rasch die Generationen im Ballsaale wechseln! Von drei zu drei Jahren blüht unter den

Mädchen ein neues Ballgeschlecht auf; die Herren haben etwas längeren Bestand.

Aber selten heiraten die Ballmenschen untereinander. Das Mädchen verschwindet für ein oder zwei Jahre und erscheint dann in dem Salon mit einem Herrn, etwas ungelent, etwas uncivilisirt, der sich gelangweilt in eine Ecke lehnt und dem man den Wunsch von der Nasenspitze abliest: „Ach, wär' ich nur wieder zu Hause!“ Die Herren Tänzer, wenn sie ausgedient haben, verschwinden meist ganz von der Bildfläche — sie waren ja nur ihrer lebigen Beine halber gesucht. Diejenigen aber, welche wiederkehren, bringen fast jeder eine gutgenährte, aber schüchterne Frau aus der Provinz mit, die kaum zu sprechen wagt und nur ängstlich von Zeit zu Zeit mit verstohlenem Blicke den Gatten und Gebieter sucht, um sich zu vergewissern, daß sie es ihm recht mache.

Und die armen Mädchen, die ein Lustrum oder mehr im Ballsaale überdauern? Man möchte so gerne mit ihnen tanzen — sie tanzen ja so sicher und geschult. Aber wovon in der Zwischenpause mit ihnen plaudern? Alle erlaubten Liebenswürdigkeiten und unverfänglichen Artigkeiten, welche die Regeln der Gesellschaft gestatten, hat man ihnen schon in der ersten und zweiten Saison erwiesen! Was nun? Man stünde in Gefahr, sich zu wiederholen oder sich zu weit vorzuwagen. Denn, wenn sie das Lächeln auf den Lippen auch noch so krampfhaft festhalten, zittert nicht immer unausgesprochen die Frage durch: „Weshalb stehen du und ich, jedes noch vereinzelt hier?“

Um all diesen Fährlichkeiten zu entgehen, huschen die Tänzer meistens feige an jenen Armen vorüber und kriecheln ihre Namen in die Ballkarten der zierlichen Backfische, die eben noch nichts wollen als — tanzen! — —

Im Anti-Hymen gab es dieser Tage das erste Trauerkapitel.

Einer vom Chor hat uns eine Einladung zu seiner

Trauung zukommen lassen. Da der Anzeige die stipulierten zehn Flaschen Champagner beige packt waren, ließ sich amtlich nichts gegen ihn thun. Unser Kneiplokal wurde anlässlich der Feier schwarz dekoriert, und mit dem Glase in der Hand hielt unser Großmeister eine schwungvolle Gedächtnisrede. Er sagte ungefähr:

„Brüder und Genossen!

Wir betweinen heute unseren Kameraden Karl Berner, den Gott aus unserer Mitte abberufen, als seine Stunde gekommen war.

Er erlag einem Mädchen mit wenigem Fleische, vielem Gemüte, fünfzigtausend Gulden bar und einer gleich hohen Summe in Aussicht.

Nicht wir allein trauern um ihn; unseren Schmerz teilt auch eine niedliche Choristin, wohnhaft Breitengasse 87, 1. Stiege, 3. Stock, Thüre 11. Ich gebe die genaue Adresse für den Fall an, daß einer der Genossen sein Mitgefühl persönlich auszudrücken willens wäre.

Karl Berner war ein treuer Kamerad, ein lustiger Bruder — möge ihm die Rette leicht werden!

Die feierliche Procebur findet am Sonntage in der Kirche statt. Die Herren Genossen werden aufgefördert, dem Scheidenden die vorletzte Ehre zu erweisen.“

Wir kamen der Aufforderung auch sämtlich am Sonntage nach; in geschlossener Reihe marschierten wir in die Kirche. Die Ceremonie war schon im Zuge. Undächtig lauschte die Menge den Worten des greisen Priesters, und als derselbe an den Bräutigam die halsbrecherische Frage stellte, sagte dieser sein „Ja“ so kräftig und stimmrein, als wäre er nie im Anti-Hymen gefessen. Erst später, als der Delinquent an uns vorbeikam, schlug er verschämt die Augen nieder; die neugebackene Schwiegermama aber warf uns einen Blick zu, gewebt aus Triumph und Schadenfreude!

Ich sehe im Geiste, wie du mit hämischem Lächeln meine

heutigen Briefbogen durchblättest, neugierig, ob ich dir denn nicht bald meine regierende Herzenskönigin vorstellen werde. Nun, ich habe gar keine Ursache, sie dir zu verheimlichen. Die Liebe ist ein ewiger Zündstoff, von welchem man wegen Feuergefahr nicht zu viel mit sich herumtragen darf. Du kannst es mir daher nicht verübeln, daß ich ein gemessen Teil davon wieder abgegeben habe und zwar diesmal an Arabella, Tänzerin in der ersten Quadrille unserer großen Oper.

Arabella! Liegt nicht schon in dem schönen schlanken Namen eine rhythmische Bewegung? Schmückt nicht schon er allein seine Trägerin mit aller Grazie? Und ganz *entre nous*: dieser Name hat für mich eine besondere Annehmlichkeit. In meiner ersten Jugend verfaßte ich glühende Sonette an eine Zella. Ich habe sie aufbewahrt und — gedichtet muß werden — ich kann jetzt alle Schlußreime auf „ella“ neu verwenden.

Arabella verdient, besungen zu werden. Sie hat ein Stumpfnäschen, graublau Augen, aschblondes Haar, einen rosigen Teint, den zierlichsten Fuß, die kleinste Hand — kurz jene Kollektion von Reizen, welche meinem Geschmacke so ganz entspricht.

„Pub, aber doch nur eine Tänzerin!“ magst du ausrufen. Arabella ist aber keine gewöhnliche Tänzerin. Sie ist eine denkende Tänzerin. Sie bedarf, wie sie mir versicherte, täglich einiger Stunden Sammlung, um über ihre Rollen nachzudenken, da sie bemüht ist, denselben einen gewissen Geist einzuhauchen. Sie kann mich auch deshalb zu ihrem eigenen Leidwesen nur zu bestimmten Stunden empfangen.

Ich habe mir die Mühe genommen, wieder einmal, und reiflicher als bisher, über die erhabene Thorheit der Liebe nachzudenken:

Der Kuß einer schönen, verheirateten Frau ist gewiß nicht zu verachten; aber er ist doch nicht das Richtige. Es

fehlt ihm eines — die Behaglichkeit des Genusses. Wie störend war das nur bei Frau X.! Während der schwellende Mund sich selig vergnügte, schaute immer das Auge nach der Thüre, horchte das Ohr auf jedes Geräusch. Das wird für die Länge der Zeit unbequem.

Wie meisterhaft und wie berauschend zugleich weiß dagegen Arabella ihre Küsse einzurichten! Sie läßt als Ouberture die zweiunddreißig Zähne in Parade zum Vorschein kommen; dann spitzt sie den kleinen Mund, preßt die Korallenlippen auf meine Lippen, schließt die Augen und küßt — und küßt!

Ich mag's nicht leugnen, lieber Freund, mein Herz fühlt sich erfrischt von dem neuen lustigen Feuer, das darin knistert. Man mag eben sagen, was man will; die Frauenzimmerchen, soferne sie nur hübsch sind, bleiben doch der reizendste Scherz, den uns Gott in die Welt gepflanzt hat.

Noch eines:

Ich habe mein Testament gemacht. Es geschah im Anbeginne meiner Blut für Arabella, an dem Tage, als mich Herr X. post festum für ihre Vorgängerin zum Duelle lud. Ich wußte ja damals noch nicht, daß die Pistole des Herrn X. so rücksichtsvoll gegen mich sein werde.

Also mein letzter Wille:

Von außen und innen soll mein Sarg mit Rosen geschmückt werden.

Auf das erkaltete Herz soll man die Briefe meiner letzten Geliebten legen; an der frischen Tinte werden dieselben erkennbar sein.

Zu meiner Beerdigung soll das ganze Ballettcorps der Oper ausrücken. Die P. T. Ballerinen haben weißgekleidet mit Fackeln in der Hand zu beiden Seiten des Trauerwagens zu schreiten.

Die Leichenrede ist vom Großmeister des Anti-Hymen zu halten, der gewiß bestrebt sein wird, alle meine Verdienste ins gehörige Licht zu setzen.

Den Hauptteil meines Vermögens vermache ich meiner angebeteten Arabella.

Zur Heranbildung von strebsamen Ballerinen errichte ich eine Stiftung.

Meinen Genossen aus dem Anti-Hymen testiere ich sinnige Andenken.

Dir, meinem Jugendfreunde, widme ich — na, ich sage dir es lieber nicht — wozu sollte ich dir den Dank für ein Geschenk abnötigen, aus dem nichts geworden und, so die Vorsehung es erlaubt, noch lange nichts werden wird?

Dein

Theodor.

Desinficiert.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Seit Beginn dieses Winters zähle ich zu den am meisten gemiedenen Leuten der Stadt.

Meine drei Kinder — ich besitze jetzt einen Buben und zwei Mädchen — lagen nacheinander an den Masern darnieder; kaum daß das eine genas, erkrankte das andere!

Jetzt wären wir, Gott sei es gedankt, über das Ärgste hinaus, leben aber noch immer von aller Welt abgeschlossen.

Der einzige Verkehr, welchen wir genießen, ist der mit meiner Schwiegermutter.

Daß es mir sonach an Stoff zu angenehmen Mitteilungen mangelt, wirst du begreiflich finden; die Kürze meines heutigen Briefes bedarf deshalb wohl keiner weiteren Rechtfertigung.

Upropos — du wirst mir doch, wie ich hoffe, nicht vor-
enthalten, mit wem dich die „göttliche Arabella“ hinter-
gangen hat?

Freundschaftlichst

dein

Paul.

Zu meinem Fünfunddreißigsten!

Lieber Paul!

Im verfloffenen Winter einmal kam ich aus dem be-
haglichen home einer befreundeten Familie bei vollem Tages-
lichte nach Hause. Unwillkürlich blieb mein Blick an meinen
eigenen vier Wänden haften, und ich bemerkte zum ersten-
mal, daß dieselben nackt waren. Ein Gefühl, halb Scham
halb Neid, überkam mich ob dieser Nacktheit. Weshalb aber
war sie mir auch bisher nie aufgefallen? Noch am nämlichen
Tage ging ich zu Tapezierer und Bildhauer und Dekorateur,
und die fingen nun halb an, an meinem Neste zu bauen, zu
hämmern und zu meißeln. Es gab ein Lärmen, daß es
mir Tag und Nacht in den Ohren summt.

Dann ging ich in die Kaufläden und suchte alle die
Kleinigkeiten zusammen, die dazu dienen, einer Behausung
Schmuck zu verleihen. Wo immer ich aber vorsprach, betonte
ich: „Es gehört für eine Garçonwohnung!“ Und ich suchte
mit Vorliebe nach jenen Specialitäten, welche einer solchen
Heimstätte das Gepräge geben, nach Waffen und Schilden,
nach Nymphen und Göttinnen mit leichter Gewandung,
Statuetten von jener Sorte, welche in den Kunsthandlungen
niemals in den Auslagelassen zu treffen ist. Ich kaufte eine
ganze Menge und arrangierte alles, schob dann in jede Ecke
einen Rauchstuhl, pflanzte davor einen langen Tisch und

stellte so viel Aschenbecher auf, als ich nur unterbringen konnte.

„Ach,“ dachte ich, „warum sollte denn nicht auch ein Hagestolz es zu Wege bringen, sich ein angenehmes home zu zimmern?“ Eine Saison lang hatte mich diese Arbeit in Atem gehalten und angeregt. Und als sie fertig war, wiegte ich mich in stolzem Selbstgeföhle in meinem Schaukelstuhle, erfreute mich an der prächtigen Stuckatur über meinem Haupte, an dem Bärenfelle unter meinen Füßen und sagte zu mir, daß alles gut sei.

Aber es war nicht alles gut; denn wenige Tage nachher lag eine dicke Staubschichte über meine ganze Herrlichkeit gebreitet.

Unsere alte Babuschka war auf Nippes nicht eingerichtet. Ich pensionierte denn unsere brave, altersschwache Dienerin und engagierte eine Wirtschafterin, ein geschicktes, robustes Frauenzimmer, das mir bestens empfohlen war.

Sie säubert nun und schafft den ganzen Tag über. Meine Wohnung ist spiegelblank; die Fenster sind so rein, daß ich jetzt ganz gut durch dieselben auf die Straße sehen kann, was früher nicht immer der Fall war. Und sie nimmt sich nicht nur der Tische und Schränke von außen an, sie macht auch Ordnung in ihren Beständen. Der Zustand meiner Wäsche erregte bei der Übernahme ihre volle Verachtung. Sie sprach mit mir wohl nicht darüber; aber sie wußte es einzurichten, daß ich immer dazu kam, wenn sie durch ein Loch eines meiner Handtücher nach der Sonne lugte. Das alles liegt jetzt tabellos, sorgfältig geschlichtet, mit himmelblauen Seidenbändern gebunden, in den wohlabgestaubten Fächern.

Ach, sie wäre die zufriedenstellendste Person, wenn sie nur auch ihre achtungswerten Leistungen mehr piano besorgen wollte. Ihr knarrendes Schuhwerk und ihre zappligen Hände rumoren ohne Unterlaß um mich herum. Das aber scheint getragen werden zu müssen!

Schon seit dem verflossenen Frühjahr, da meine Einrichtung vollendet war, habe ich manche Stunde mehr als vorher in meinem Heim zugebracht, und seit vier Wochen haben sich diese Stunden um ein Bedeutendes vermehrt.

Eines Tages legte ich mir die Frage vor: Für wen arbeite ich? Für meine bescheidenen Lebensbedürfnisse ist gesorgt. Soll ich mir noch die Finger abmühen, um lachenden Erben ihr Kapital zu mehren? Das wäre sündhaft! Der Entschluß war rasch gefaßt und rasch ausgeführt: wenige Tage danach habe ich meinem Amte Leberwohl gesagt.

Den Überschuß an freier Zeit, der mir wurde, verbringe ich meist in Gesellschaft von August Dohn. Ich erinnere mich, daß du einst flüchtig seine Bekanntschaft gemacht. August ist jetzt mein Intimus. Du brauchst aber nicht eifersüchtig zu sein; ich betrachte August nicht als Freund, wie du mir einer warst. Mit ihm verbinden mich ja nicht wie mit dir tausend fröhliche Erinnerungen, mit ihm habe ich nicht das Rohr des Klassenlehrers geteilt und nicht den Sandhaufen, auf welchem ich in der Rüstung von Pappe meine ersten Schlachten schlug. Aber ein Junggeselle, der sich als solcher dauernd selbsthaft macht, braucht einen sogenannten Intimus. Das ist lange kein Freund, nur eine Ergänzung des eigenen Ich. Der Intimus bestreitet die Hälfte des Coupés beim Wettrennen und die Hälfte der Loge im Theater und partizipiert an den Couverts im Restaurant. Zu solchem Gefährten erscheint August durch zwei Eigenschaften hervorragend veranlagt.

Erstens ist er mager; er bezahlt die Hälfte und absorbiert doch weniger Raum und Stoff als ein anderer. Zweitens ist er verschwiegen. Er ist nämlich von seinen eigenen Abenturen so erfüllt, daß er nie acht giebt, wenn ich ihm von den meinen erzähle. Wir sind so, da ich mich bemühe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, in die angenehme Lage versetzt, uns stundenlang aussprechen zu können, ohne die mindeste Gefahr einer Indiskretion.

Die Abende verbringen wir nur zum Theile gemeinschaftlich, entweder im Theater oder im Anti-Hymen, dem August auch — als einer der stillen Brüder — angehört. Manchen Abend gehe ich in Gesellschaft; ich ziehe jedoch die Abende en petit comité denen in weißer Krawatte vor.

Die weiße Krawatte, dieses Fragment Battist, welches wir bei allen Festlichkeiten erster Klasse dem weiblichen Geschlechte gegen alle seine Brillanten und Perlen, seine Blumen, Spitzen und entblößten Nacken entgegensetzen — ich habe es schon so oft angelegt, daß ich nur mehr widerstrebend danach greife.

Wie wäre es denn, wenn einmal ein Mann der Gesellschaft ein Tagebuch auf weißen Krawatten schriebe? Er hätte vom ersten Schritte angefangen, welchen er in die Welt thut, sein säuberlich auf jeder weißen Binde zu verzeichnen, mit welcher Hoffnung sie geknüpft worden, was sie am Abende erlebt, mit welchen Gedanken sie bei der Heimkehr gelöst wurde. Was für übersichtliche, lehrreiche Statistik gäbe das!

Mir kam diese Idee zu spät in meiner Gesellschaftskarriere, um sie zu benützen; aber einem heranwachsenden Süngele möchte ich sie unentgeltlich zum Gebrauche an die Hand geben.

Weshalb ich dich mit dieser schwermütigen Betrachtung über weiße Krawatten belästige? Wenn ich ehrlich sein soll — nur, um ein Geständnis hinauszuschieben, welches mir in Erinnerung an deine kaustische Prophezeiung schwer fällt; aber schließlich muß es doch geschehen!

Ja, Paul, die „göttliche Arabella“ hat mich schändlich hintergangen! Bei einem ungeschickten Pas in einer der Stunden ihrer Sammlung — oder ich will deutlicher sein: in einer Stunde, welche sie mir durch ein Versehen im Programme als eine meiner Stunden bezeichnet hatte, rutschte ein Attaché der französischen Botschaft ans Tageslicht. Ich machte dem Attaché eine höfliche Verbeugung, nahm aber zur gleichen Stunde von Arabella einen Abschied für immer!

Was thun? Betrug heißt das häßliche Delikt, welches unsereinem bei allen Affairen in seiner Herzenspraxis in den Weg tritt. Entweder einen Ehemann hintergehen oder von einem Weibe duiptert werden — das ist die Karte, rot oder schwarz, die das Schicksal uns zuwirft. Und Croupier Amor mit seinem verlogenen Pfeile zieht den Einsatz regelmäßig an sich. Zwar jedesmal, wenn derselbe verloren gegangen, verhängen wir in unserem Zimmer schleunigst, was nur im entferntesten an das verdamnte Frauenzimmervolk erinnert; wir lesen im Schopenhauer alles nach, was gegen das Weib geschrieben wurde, und beklagen die eine Rippe, die Adam an Eva abtreten mußte. So geht es acht Tage, zwei Wochen lang. Dann plötzlich ist wieder eines Tages blauer Himmel, die Vögel zwitschern, die Sonne lacht, ein schönes Augenpaar kreuzt unseren Weg, ein begehrender Blick taucht in den unseren — und die gesammelten Erfahrungen eines Lebens scheinen vergessen, ins Nichts versunken!

Mir persönlich haben von Kindesbeinen an die Weiber nur Übles gebracht. Erinnerst du dich an des Schuldieners Rätthchen, welches manchmal durchs Fenster ins Klassenzimmer lugte? Sie war ein schönes, hochbusiges Frauenzimmer, und das wurde mein Verhängnis. Ich habe Rätthchens Reize gezeichnet, während unser Professor den pythagoräischen Lehrsatz vortrug. Als der Professor nach meinem Hefte schielte, suchte ich die Zeichnung mit der Hand zu verdecken; aber Rätthchens Busen war nicht zu verdecken und er erschien so üppig rund, daß unser alter Pedant ihn trotz all seiner Kurzsichtigkeit nicht für ein Dreieck halten konnte. Zwei Stunden Karzer um die schöne Mittagszeit — das war der Lohn dafür, daß ich statt der Mathematik Naturwissenschaft betrieben!

Wie viel Schabernack haben mir seit diesem ersten wieder und immer wieder die Weiber gespielt! Und trotz alledem kann und mag mein Herz ihnen das Quartier nicht kündigen. Gegenwärtig zwar ist es nicht einmal definitiv

befetzt; aber eine niedliche Putzmacherin aus der Vorstadt hat alle Aussicht, demnächst einzuziehen zu dürfen. Ihre zierliche Gestalt, ihre lieben, nichtsnutzigen Augen haben es mir angethan. Dabei scheint sie einfach und anspruchslos zu sein; es wird weniger Liebespräliminarien bedürfen.

Freilich ist es nur eine Putzmacherin. Aber so will es der Lauf der Welt: Man liebt zum erstenmal mit sechzehn Jahren — die erste Schürze, der man nachläuft, ist gewöhnlich keine seidene — man steigt dann langsam, stufenweise mit seinen Ansprüchen hinan, man erklimmt den Gipfel und steigt dann, nur in rascherem Tempo, zwei Stufen auf einmal nehmend, wieder hinab. Ich befinde mich bereits sur le retour: Haltstation Putzmacherin. Wird die gute Kleine mir einige Rosen ins Leben streuen — und wer wird ihre Nachfolgerin sein? Unser großer Dichter sagt:

„Frommt's, den Schleier aufzuheben
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod!“

Und wenn eine auch das richtige Herz für unsereinen mitbringen wollte — wir glauben es ihr ja nicht mehr; das Ideal ist zertrümmert. Jede, die da neu erscheint, was ist sie uns anderes, als eine neue Kartendame in dem Hazardspiele des Lebens? „Nur immer frisch gemischt, Bankier Zufall!“ rufen wir und schieben den immer geringeren Einsatz auf ein neues, noch nicht versuchtes Blatt! —

Zum Schlusse noch eine Frage: Hältst du auf Träume? Ich frage, weil ich jüngst einen gar seltsamen Traum hatte:

Von einer heftigen Grippe befallen, lag ich mit heißer Stirne in meinem neuen großen Himmelbette. Die Augen fielen mir zu; da — schwebt im Traume auf lautlosen Sohlen eine wunderholbe Frauengestalt an meine Lagerstätte. Auf dem reizenden Köpfcgen sitzt ein duftiges Spitzenhäubchen, um die schlankte Taille ist eine blütenweiße Laßschürze geschlungen, und das eine der beiden weichen, mit Grübchen

gezierten Händchen dirigiert mit unnachahmlicher Grazie eine Tasse Fliederthee an meine Lippen. Ich trinke folgsam und, wie ich bei diesem Anlasse die kleine Hand näher betrachte, sehe ich an ihr einen breiten goldenen Trauring glänzen, und darinnen war mein eigener Name graviert. Nun hätte ich wohl erschrecken sollen; aber — ich erschrecke nicht; ich stoße das Traumwesen auch nicht von mir. Nein, im Gegenteile, ich drücke es recht, recht fest an mich — ein beseligendes Gefühl durchzieht mich — „Hab' Dank, geliebtes Weib!“ rufe ich laut — aber leider so laut, daß ich darüber aufwache. Der Traum war zerflossen!

Am nächsten Morgen konsultierte ich noch in ziemlicher Erregung ob dieser Vision meinen Hausarzt. Er lächelte nur und meinte, daß solche Krankheitserrscheinungen bei Garçons, wenn sie einen Tag Hausarrest haben, öfters vorkämen, aber von keiner Bedeutung wären.

Mein Arzt behielt recht. Binnen kurzem fühlte ich mich wieder frisch und gesund.

Dein alter Freund

Theodor.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Auf Träume halte ich nichts! Dies als Antwort auf deine Frage. Dagegen richte ich an dich eine Frage, die aber keiner bringenden Antwort bedarf:

Könnte man nicht die Regierung dazu verhalten, ebenso wie für Pockenranke auch für die ersten Fingerübungen beim Klavierspielen ein Barackenspital außerhalb des Stadtgebietes zu errichten?

Wie ich darauf komme? Mein Töchterchen ist bereits seit einigen Wochen musikalisch; die Baracken sind nicht er-

baut — mein Töchterchen ist daher auf unsere Wohnung angewiesen.

Meine liebe Frau denkt, daß diese Übungen mir Vergnügen bereiten müssen, und ich nehme Anstand, der Guten die Illusion zu stören. Dreißigmal die Stala in C-Dur habe ich ausgehalten; dann aber machte ich mich unter einem Vorwande aus dem Staube.

Vorliegendes Billet ist aus diesem Grunde im Kaffeehause geschrieben — entschuldige damit das Bleistiftgekritzeln und die knappe Fassung.

Dein

Paul.

Schwabenverstandes = Wenbetag.

Lieber Paul!

Nach einer durch mich verschuldeten Pause von fünf Jahren erhielt ich heute deinen telegraphischen Glückwunsch zu meinem vierzigsten Geburtstage. Habe Dank für deine Aufmerksamkeit.

Vierzig Jahre! Thu' mir den Gefallen, diesen Brief zu zerreißen, zu verbrennen oder sonstwie unschädlich zu machen. Wozu brauchen andere einen Einblick in meine vierzig Jahre zu nehmen? Die Vierzig sind das kritische Alter des Garçons; man leugnet nicht die erreichten Dreißig, man brüstet sich mit den Fünfzig, wenn man bis dahin noch stramm erscheint — aber die Vierzig gesteht man immer gerne zu.

In Sparta wurden die vierzigjährigen Junggesellen zwangsweise verheiratet; unsere Gesetzgebung hat einen solchen Paragraphen nicht aufgenommen — die modernen Garçons jedoch halten, dem eigenen Drange folgend, vor dem Grenzpfehle „Vierzig“ mit nachdenklicher Miene still.

Zu langer Überlegung ist die Zeit zu weit vorgeschritten. Kopf oder Wappen? Und ein großer Trupp nimmt hastig, mit drei Aufgeboten in einer Woche — damit es ihn nicht vorschnell gereue — den Weg nach rechts zu irgend einem stillen, matt beleuchteten Traualtare. Die übrigen tappen weiter ins Blaue auf dem Wege zur Linken, auf dem Wege „Allein“.

Aber auch bei jenen, welche die Krise überstehen, vollzieht sich eine eigentümliche Wandlung. Die einen macht ihr Alter fest, die anderen macht es zahm. Alle Wetter, lieber Paul, ich fürchte fast, daß ich zu den letzteren zähle!

Mein Leben fließt jetzt still dahin; das ist auch die einzige Rechtfertigung, welche ich der langen Pause, die ich in unserem Briefwechsel eintreten ließ, zu geben habe. Ich hätte dir sicherlich geschrieben, wenn ich aus diesem Leben ohne Wellenschlag dir etwas zu erzählen gewußt hätte.

Und wenn ich es recht bedenke, darf ich dem Schicksale ob dieser Einförmigkeit nicht einmal gram sein. Ein Junggeselle darf es nicht anders wünschen. Die großen Freuden und die großen Schmerzen — die Ereignisse im Leben — taugen nicht für ihn; denn er müßte sie allein tragen. Wer sollte auch an ihnen teilnehmen? Die Freunde, guter Gott, die zählen nicht. Die Männer in unserer sturmbewegten Zeit, die haben jeder mit sich selbst übergenug zu thun. Und die Freundinnen?

Es ist wohl richtig, jeder Garçon besitzt Freundinnen, eine oder die andere liebenswürdige Frau, welche ihm mit weicher Stimme einmal oder wiederholt versicherte, daß sie an seinem Schicksale warmen Anteil nehme. Aber dieses rege Mitgefühl herrscht nicht alle Tage vor. Man darf mit seinem übervollen Herzen eine so gütige Frau nicht am Montag belästigen, an dem die große Wäsche ihr Sorge macht, nicht am Mittwoch, an welchem sie ihren Jour hält, und nicht am Freitag, wenn gerade die umfassende Säuberung im Hause stattfindet. Und weiter muß man acht haben,

daß einem etwas so recht Mitteilungsbedürftiges nicht an einem Tage zustößt, an welchem die Freundin eine neue Toilette versucht, an welchem ihr kleiner Hans an einem Schnupfen laboriert, an welchem eine Soiree in Sicht ist oder an welchem die Kammerzofe gewechselt wird. Und da die Beobachtung aller dieser Geseze und Ausnahmgeseze unleugbare Schwierigkeiten hat, ist es schon besser, wenn unser Leben ereignislos dahinfließt, wenn Korn um Korn in unserer Sanduhr in gleichmäßigem Tempo abläuft.

Mein äußerer Mensch hat sich während der letzten Jahre wenig verändert. In jedem Jahre bei stetig wachsender Stirne einige neue ins Antlitz gerichtete Linien und ein oder zwei Centimeter mehr um die Taille; der heurige Jahrgang hat mich aber mit den ersten Silberfäden an Schläfen und Kinn überrascht.

Die ersten weißen Haare sind eine unangenehme Mahnung, welche um so fühlbarer wird, als man sie oft im Laufe eines Tages ein halb Duzend Mal zu hören bekommt. Giebt es doch unter Gottes Sonne keine Schadenfreude, welche sich so unverblümt äußert, als jene beim Erscheinen dieser ersten Herbsteszeichen! Jeder Bekannte, der einem auf der Straße einen „Guten Morgen“ bietet, streckt den Zeigefinger nach ihnen aus und ruft mit einer Gebärde, als hätte er eben ein neues Weltwunder entdeckt: Schau, schau!

Soll man im Besitze solcher Silberfäden noch Bälle besuchen? Nein. Darum habe ich auch den Ballsaal aufgegeben. Ein vorsichtiger Garçon sollte sich eigentlich beizeiten für die Jahre, da er sich für die Blume im Knopfloch zu alt dünkt, irgend ein Verdienst um Lippe-Detmold oder Monaco oder sonst einen Staat, der einen Orden an einem roten Bande (die andersfärbigen kleiden minder vortheilhaft) zu verleihen hat, erwerben. Denn als Wanddekoration mit ödem Knopfloche spielt man eine klägliche Rolle.

Während meiner Blütejahre habe ich zu häufig Einladungslisten redigieren geholfen, als daß ich diese Frage

nicht richtig zu beurteilen vermöchte. Auf einer solchen Liste befinden sich — ich rechne mit der Durchschnittsziffer — hundert Personen: Einige Duzend Tanzbeine, vier bis fünf schöne Frauen, die nicht tanzen, sechs bis sieben mehr oder weniger hervorragende Schriftsteller und Künstler, acht bis zehn Ordensträger und eine Primadonna, die vor dem Souper eine Arie zu singen hat. Das sind die fünfzig Leute, die man läßt, weil man sie laden will; die übrigen sind jene Leute, die man laden muß. Und wer sind diese? Die Garbedamen, die Familien, welchen man Revanche schuldig ist, etliche Verwandte, die man nicht brüskieren darf, und die paar Herren, die eigentlich zu nichts mehr taugen, welche man aber, da sie schon seit zwanzig Jahren auf der Liste stehen, nicht gut streichen kann. Die Einladungen an mich werden wohl nur mehr auf Grund des zuletzt angeführten Titels erlassen; ich danke immer verbindlichst, stilisiere ein höfliches Bedauern und bleibe zu Hause.

Zu Hause? Nein, das eigentlich nicht. Ich bemühe mich ja genug, auch nur wenige Tagesstunden zu Hause zu vertändeln. Soll ich noch meine Abende mit mir allein verträumen? Freilich, meiner Wirtschafterin wäre das ganz genehm.

Es ist zu heiter mit anzusehen, wie diese drollige Person für meine Solidität besorgt scheint. Würdest du es glauben, daß sie mir Briefe von Frauenhand adressiert — es kommen vereinzelt noch immer welche — nie mit den übrigen zum Frühstück hereinbringt, sondern daß ich solche immer abseits auf meinem Schreibtische liegen finde? Ich wollte sie schon wiederholt darob zur Rede stellen; aber jedesmal, wenn ich mich zum Verweise anschickte, war ich einem Lachkrampfe nahe.

Ebenso belustigend wirkt ihr Bemühen, mich ans Haus zu fesseln. Wenn ein paar Regentropfen fallen, sagt sie „Es schüttert“; bei einem Grade unter Null erzählt sie, daß eben jemand auf dem Glatteise den Fuß gebrochen habe, und

scheint einmal die Sonne, brummt sie etwas von einem Sirocco vor sich hin, bei welchem man keinen Hund vor die Thüre schicken sollte. Ich hätte die Närrin längst entlassen, wenn sie nicht sonst so überaus verwendbar wäre.

Aber ich wollte dir ja nicht von meiner häuslichen Donna, sondern von meinen Abenden sprechen. Mit einiger Mühe bringe ich sie noch anständig durch; manchmal mit August bei einer Partie Pikett oder im Theater, manchmal, aber nicht zu oft, bei einer befreundeten Familie und einmal wöchentlich im Anti-Hymen.

Ja, nur einmal wöchentlich im Anti-Hymen! Und das ist schon fast mehr als genügend; denn er hat viel von seiner Anziehungskraft eingebüßt. Neue Mitglieder wurden nicht gewonnen — und die alten?

Der kleine Thalberg hat noch immer das unveränderte Scherzrepertoire; er spricht noch immer mit dem Bierjungen englisch. Es wäre dringend wünschenswert, daß sein Wig eine neue Nummer erfände.

Romberg le beau legte sich einen Schmerbauch an. Wie abgeschmackt das klingt, wenn der alte feiste Geselle nach wie vor von Liebesaventüren erzählt! Du magst einwenden, daß ich ja auch noch manchmal von derartigem spreche; aber erstens messe ich um vier Centimeter um die Taille weniger und dann bin ich ein gutes halbes Jahr jünger als Romberg. Schließlich aber — um ernst zu sprechen — erzähle ich meine kleinen Ausschreitungen nur dir, nicht aber auf offenem Markte.

Die Renommage Lindens mit seinen aristokratischen Bekanntschaften fängt an, jedem von uns bedenklich zu werden. Wir waren wiederholt Zeugen, wie mancher der hohen Herren, den er als seinen vertrauten Freund bezeichnet hätte, wenn er ihn auf der Straße traf, eine hartnäckige Kurzsichtigkeit an den Tag legte. Auch scheint uns die ganze Existenz Lindens eine präkäre. Früher achteten wir nicht darauf, aber mit den Jahren wird man ja vorsichtiger im Umgange.

Bei Dr. Döring und Dr. Holber, unseren zwei Advokaten, haben wir uns im stillen oft die Frage vorgelegt, ob sie es denn nicht passender finden würden, ihre unerquicklichen juristischen Disputationen andern Ortes abzuhalten. Nebenbei ist Döring etwas schwerhörig geworden. Du magst begreifen, daß dieser Umstand das Amüsement für uns arme Laien nicht erhöht.

Unsere Verzehrungskünstler bewähren nur mehr scheinbar die alte Meisterschaft. Stöber schiebt hinter dem Rücken seines Rivalen Hanke öfters eine Messerspitze Natron bicarbonicum in den Mund, und Hanke gießt, wenn er sich von Stöber unbeachtet weiß, wiederholt Wasser in seinen Wein. Wir sind so rücksichtsvoll, keinen dem anderen zu verraten.

Den Schleinitz hat das Ehrengericht des Bundes als unwürdig ausgeschlossen. Es wurde ihm nachgewiesen, daß er, der Weiberfeind par excellence, seit fünfzehn Jahren heimlich auf Freiersfüßen ging und dabei ein Duzend niedlicher Körbe eingeheimst hat.

Von den übrigen Bundesgenossen ist nach wie vor wenig zu berichten. Sie haben mit den Jahren an Unterhaltungsgabe nicht gewonnen.

Die Dauer der Versammlungen haben wir um ein Wesentliches gekürzt. „Ende um 12 Uhr“ heißt es; aber manchmal verlassen wir die Bude auch noch früher. Der Rauch und die Hitze in dem dumpfen Gelasse bedrücken Auge und Lunge. Ehedem haben wir das nicht so gefühlt.

Somit habe ich dir das ganze Bild meines jetzigen Lebens entrollt; du magst daraus erkennen, daß es nicht zu farbenreich ist. Aber es hat noch immer ein paar hübsche Töne, und wenn auch diese verblasen, steht es mir wohl immer frei, dem bißchen Rest mit Hilfe der zierlichen Pistole, welche da über meinem Schreibtische hängt, ein rasches, reinliches Ende zu bereiten.

Die Pistole ist ja das große, vielgerühmte Vorrecht der Männer, die ohne Rind und Regel durch die Welt hummeln;

sie dürfen sie an jedem ihnen beliebigen Tage in Aktion treten lassen, ohne Gefahr zu laufen, einem Nahestehenden die Saison zu verderben. Aber vorderhand, wie gesagt, denke ich noch nicht daran. Ich kenne so viel herrlichen Zeitvertreib auf der Erde, welchen ich noch manchmal genießen möchte: Einenritt ins Grüne an einem leuchtenden Frühlingmorgen — ein köstliches Mahl im Kreise lustiger Gesellen — eine Rahtfahrt auf schaukelnden Wellen in schöner Mondnacht und — last not least — so Gott mir's gewährt — ein wenig Liebel!

Denn, guter Paul, du magst es einen Irrwahn nennen, aber noch immer glaube ich, daß die Vorsehung noch einen solchen Glücksstrahl für mein altes Herz aufgehoben hat.

Mantegazza, der große Fachmann, in dessen Werken ich heute blätterte, hat wohl dieser Phantasie frische Nahrung gegeben. In seinem Buche steht es so verheißungsvoll:

„Die beiden Geschlechter geben sich manchmal Unterricht in der Liebe mit einer rührenden Wechselseitigkeit. Der Jüngling lernt die Liebe von der Frau mit dreißig Jahren, und der vierzigjährige Mann lehrt sie das sechzehnjährige Mädchen.“

Ah, ich hätte nicht übel Lust, sämtliche Geburtsregister in den Kirchenämtern durchzustöbern — um so eine gelehrige Schülerin für mich zu entdecken.

Dein unverbesserlicher

Theodor.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Du Phantast bezeichnest dich ganz richtig als unverbesserlich. Aber was dir fehlt, ist die Arbeit. Ich habe über einen solchen Mangel nicht zu klagen; meine Beschäftigung mehrt sich täglich.

Zu allem übrigen studiere ich jetzt mit meinem Buben. Du kannst dir keine Vorstellung davon machen, was die armen Burschen sich jetzt eintrichtern lassen müssen. Und dabei sind die Lehrer so streng! Im vorigen Schuljahre mußte mein guter Junge wegen Nachprüfung in einem Gegenstande die Ferien in der Stadt zubringen — selbstverständlich wir mit ihm. Damit das nicht wieder passiere, helfe ich ihm nach Kräften.

Heute müssen wir noch ein schweres lateinisches Pensum bewältigen und die Gebirge und Flüsse von Hinterindien durchnehmen.

Eben kommt mein Junge mit seinen Heften.

Du entschuldigst mich wohl?

Dein alter

Paul.

 Am Fünfundvierzigsten!

Lieber Paul!

Wenn ich es nicht ohnedies gewußt hätte, wie die Jahre uns verändern, dieser Tage wäre es mir klar geworden. Traf da auf der Straße den Romberg, einstens Io beau genannt, zum erstenmal nach einem Zeitraume von vier Jahren, die er im Auslande verbracht hatte. Ich erschraf.

Diese schlaffen Lider, diese faltigen Wangen, dieser glatte, leuchtende Schädel, dabei dieses Embonpoint! Unwillkürlich hielt ich vor der nächsten Spiegelscheibe mit ihm stille, um zu vergleichen, ob ich denn auch schon so verlebt aussehe?

Na, eine besondere Freude gewährte mir diese Untersuchung nicht. Und, lieber Freund, so wie mein Exterieur, läßt auch mein Interieur zu wünschen übrig. Oder glaubst du, ich hätte nicht Stunden, in denen die Zwecklosigkeit meines Daseins mir klar vor Augen tritt, in denen ich mir sage, daß ich der Welt eigentlich noch irgend eine Leistung schuldig bin — einen Ersatz für das viele Segensreiche, welches die vier oder fünf Sprößlinge, die ich der Welt vorenthalten, ihr sicherlich geleistet hätten? Denn was für vortrefflicher Nachwuchs wäre das geworden! Ich sehe sie im Geiste vor mir stehen, diese vier oder fünf strammen Burschen mit ihren hellen, scharfblickenden Augen und den vollen braunen Locken! (Die ersteren hätten sie selbstverständlich von mir geerbt, die letzteren hätte meine zweifellos brünette Gattin beischaffen müssen, nachdem ich selbst meine Haare in früher Jugend eingebüßt habe.) Und in einer solchen Stunde der Zerknirschung sagte ich mir auch, daß ich noch wenigstens ein Amt, eine Würde erstreben müsse, um mein Dasein zu rechtfertigen.

Vorerst bewarb ich mich um ein Abgeordnetenmandat. Aber ich unterlag bei der Wahl mit sieben Stimmen: mein Schneider, mein Schuster, drei verlotterte Garçons und ein Wähler, der meinem Gegenkandidaten einen Schabernack anthun wollte, votierten nämlich für mich, alle übrigen Wähler ließen mich im Stiche. Was ich bisher geleistet, schien dem Volke zu wenig Gewähr für eine solide Vertretung des bedrängten Vaterlandes. Es war eine schmachliche Niederlage!

Da ich aber durch diese verunglückte Kandidatur schon zu den Ehrgeizigen gezählt wurde, präsentierte man mir eine Reihe anderer Ehrenämter. Man bot mir Stellen an in der Direktion des „Vereins gegen Trunksucht“, in dem Ver-

bande der „Freunde der Feuerbestattung“, in dem Aufsichtsrate der „Gesellschaft zur Pflege römischer Altertümer“. Ich lehnte dieselben ab und nahm eine Ehrenstelle an, die mir als Surrogat für das, was ich im Leben versäumt hatte, die entsprechendste schien. Mein jetziger Titel lautet: Mitglied des Aufsichtsrates der ersten Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt. Wie prächtig sich doch meine neuen mehrzeiligen Visitenkarten ausnehmen, und was mein Johann für eine würdevolle Miene anlegt, wenn nach dem Herrn Aufsichtsrate gefragt wird!

Du denkst wohl, wer ist Johann? Johann ist mein Bedienter, welchen ich aufgenommen habe, nachdem ich meine Wirtschafterin expediert. Und weshalb ich meine Wirtschafterin entlassen habe? Wegen einer Rose und eines Lächelns! Kleine Ursachen — große Wirkungen. An meinem letzten Namenstage kam sie mit einer Rose im Haare und mit einem Lächeln auf den Lippen, das ihren ohnedies ausgiebigen Mund noch breiter machte, um mir Glück zu wünschen. Was wollte sie mit der Rose und mit dem Lächeln? Und dazu ihr fortgesetztes Bemühen, mich ans Haus zu fesseln! Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Die Litteratur der alten Garçons weist so viel traurige Beispiele auf und erzählt, wie viele Hagestolze, nachdem sie alle Klippen glücklich umsegelt, an einer solchen Sandbank mit ihrer Freiheit Schiffbruch gelitten. Dieser Gefahr wollte ich für immer entgehen. Ich entließ meine Donna und nahm einen Bedienten. Ein solcher — dachte ich — wird es höchstens auf meine Cigarren, aber nimmer auf meine Freiheit abgesehen haben.

Und noch einen neuen Hausgenossen habe ich engagiert — einen vierfüßigen. Er hört auf den Namen Nero und ist seines Zeichens Dogge. Für ein freudloses Heim wie das eines alten Junggesellen ist so ein treues Tier ein unschätzbares Einrichtungsstück — ja man könnte sagen, eine Wohlthat! Nero hatte vor seinem Eintritte in mein Haus

bereits einen strengen Übungskurs in Sitte und Anstand absolviert, so daß unseren Beziehungen vom ersten Tage an jede Bitternis genommen war. Und nach und nach lernten wir uns immer mehr verstehen und schätzen. Er scheint zu wissen, was seinem Herrn fehlt und was ihn erfreut; wenn ich die Hausthüre öffne, ist er schon da, springt liebevoll an mir herauf und fällt mir schluchzend um den Hals. Und wie dankbar zeigt er sich für das wenige, das ich ihm zu bieten vermag. Für einen Bissen Brot leckt er mir die Hände.

Außer meinem Johann und meinem Nero habe ich dir aber noch eine weitere Errungenschaft zu vermelden — einen Better. Es ist dies ein Zuwachs, der mir wahrlich ohne jedes Hinzuthun meinerseits ins Haus fiel. Ach, und auf so drollige Weise! Eines Morgens sitze ich bei meinem Frühstücke; da pocht es an der Thüre und es erscheint ein mir ganz unbekannter Mensch, der mit weit geöffneten Armen auf mich zuschreitet. Da ich nicht die mindeste Miene mache, mich in dieselben zu stürzen, klappt er sie notgedrungen wieder zu, schreit jedoch: „Aber Theodor, kennst du mich denn nicht?“ — „Nein,“ sage ich. Er darauf: „Ich bin ja dein Better Eduard!“

In diesem schrecklichen Augenblicke kam es mir zum Bewußtsein, daß ich wirklich einen Better Eduard besessen; aber eben so gewiß war ich, daß ich ihn seit Kindesbeinen bis nun mit keinem Auge gesehen hatte. Und das erklärt sich ganz einfach. Unsere Väter waren zwar Brüder, aber ihr Lebelang einander spinnefeind. Wir zwei besuchten uns nie, und wenn ich mit meinem Vater auf der Straße ging und ihn mit dem seinen traf, sagte stets mein Erzeuger: „Theodor, schau nach der anderen Seite.“

Ich brachte dem Better Eduard dieses liebevolle Verhältnis in Erinnerung, aber ohne Erfolg. Er erklärte mir in salbungsvoller Rede, daß Blut kein Wasser sei, und daß kraft der heiligsten Naturgesetze mir, der ich allein stehe,

niemand herzlicher gesinnt wäre, als er. Seitdem versäumt er keine Gelegenheit, eine Fülle von Zärtlichkeit über mich zu entladen. Und diese Gelegenheiten bieten sich leider nur zu oft. Der Herr Vetter besucht mich ein paarmal in jeder Woche; er würde wohl noch häufiger kommen, wenn mein Nero ihm nicht den Aufenthalt bei mir so sehr verleidet würde. Der aber ist ihm entschieden nicht wohl gesinnt; er knurrt und bellt ihn an und kommt nicht früher zur Ruhe, als bis er ihn wieder auf der Straße weiß.

Und trotzdem ist der Vetter Eduard noch immer nicht das Schlimmste, was mir der Zeiten Lauf gebracht. Das Schlimmste ist ein Leberleiden oder — um gegen das Geschick nicht ungerecht zu sein — kein Leiden, aber ein Unbehagen, das mir die Leber bereitet. Der menschliche Organismus hat viele Thüren und in unseren Jahren ist es bei jeder Kreatur eine andere Thüre, bei welcher das Alter seine vorläufige Meldung macht. Bei mir scheint es die Leber zu sein. „Strenge Diät, wenig Ärger, viel Zerstreuung“ lautet das Rezept meines Arztes. Das wäre ganz schön, wenn man nur immer wüßte, wie dem Ärger auszuweichen und wo die Zerstreuung zu suchen!

Oder soll ich vielleicht die Besuche in den wenigen Familien, mit welchen ich noch verkehre, eine angenehme Zerstreuung nennen? Ich bin ja nicht mehr der gesuchte beau garçon von Anno dazumal; ich bin der Hausfreund geworden. Kaum daß ich es mir im Fauteuil bequem gemacht, werden die Kinderchen gerufen und da heißt es: Geh', Händchen, beklamiere dem guten Onkel ein hübsches Gedicht, vielleicht die Fabel „Le corbeau et le renard“. Und dann fängt Händchen an, mit kläglichem Miene sein Gedicht herzustellen, und wenn er stecken bleibt, muß ich ihm aus-
helfen. Ich kenne ja den maître corbeau und den maître renard so genau — bekomme ich sie doch an einem Tage zwei- und dreimal von verschiedentlichen Wunderkindern zu hören!

Der Titel „Hausfreund“ bedeutet wohl ein Avancement im Vertrauen; aber angenehm ist dieses Avancement nicht. Was alles muß ein tüchtiger Hausfreund leisten, fragen, bewundern, beklagen, erzählen, verschweigen, sehen und übersehen können! Er darf dem Herrn des Hauses, wenn derselbe ein Streber ist, nichts von den Erfolgen anderer berichten; wenn er ein Künstler ist, nur von dessen eigenen Kunstwerken schwärmen. Hat der Mann einmal im Leben ein Buch geschrieben, thut er gut, möglichst oft von diesem einen Buche zu sprechen. Ist der Hausherr ein Bankier, darf der Hausfreund die eigenen politischen Ansichten nur mit aller Reserve von sich geben, so lange er nicht weiß, ob jener à la hausse oder à la baisse engagiert ist. Hält sich die Frau des Hauses für hübsch und elegant, darf er über nichts anderes in Verückung geraten, als über ihre Schönheit oder über den Geschmack ihrer Toilette, und er darf auch nicht ermangeln, diese Verückung in kürzesten Intervallen zu wiederholen. Er darf in einem Hause, in welchem Kinderchen sind, nicht von fremden Wunderkindern erzählen und in einem Hause, welches mit heiratsfähigen Töchtern gesegnet ist, nicht von fremden Verlobungen; es sei denn, daß eine solche aufgelöst worden wäre. Er ist gehalten, über sämtliche Geburts-, Namens- und Hochzeitsfeste der Familienmitglieder Vormerkung zu führen und seiner Freude über jedes einzelne durch einen Blumenstrauß, eine Bonbonnière oder eine Schachtel Zinnsolbaten Ausdruck zu geben. Für jede Veränderung an der Tapete oder im Arrangement des Salons muß er ein verständiges Auge haben, dagegen jeden Wechsel im Dienstpersonale mit Stillschweigen übergehen. Im Bedarfsfalle hat er als Viertes beim Whist oder Tarock einzuspringen. Wird er von der Hausfrau zum Bezique befohlen, so muß er acht geben, kein Atout zu legen, das der Partnerin nicht genehm wäre. Zum Souper hat er die älteste Tante zu führen, und für das jüngste Familienereignis soll er stets einen „inprovvisierten“ Toast in der



Tasche führen. Daß er für jede Pause im Gespräche — bei feiner Unterscheidung des vorhandenen Publikums — allezeit mit einer Anekdote, einem Bonmot, einem Standälchen gerüstet sein muß, cela va sans dire.

Nicht wahr, ein stattliches Register von Bedingungen? Und erfüllt sie der alte Knabe nicht, dann heißt es „der Gute wird langweilig“, und früher oder später verliert er seine warme Stelle am Kamine an einen anderen, der vielleicht auch nicht unterhaltender ist, aber jünger, an einen, der noch tanzen kann und noch heiraten könnte. . . .

Ach, bester Paul, eine Zerstreuung mögen Besuche dieser Art wohl bieten; daß sie aber zu jenen heilkräftigen Unterhaltungen gehören, die mir der Arzt zur Restauration meiner Leber verschrieben, möchte ich bezweifeln. Und ich lechze manchmal nach einer solchen anregenden Zerstreuung, nach einem wohlthätigen Sonnenblicke, der das langweilige Alltagsprogramm unterbräche.

Freuet euch des Lebens, so lang das Lämpchen glüht! Und wenn es bei mir auch nicht mehr glüht, glimmt es doch; das erkenne ich deutlich, wenn ich mich abklopfe und in die Gegend des Herzens komme. Man ist immer nur so alt, als man sich fühlt.

Das waren auch die theils eigenen, theils geborgten Gedanken, die mir durch den Sinn fuhren, als ich an einem der letztverflossenen Abende vor einer Anschlagssäule Posto faßte. „Heute Abend große Maskenreboute“ leuchtete es mir entgegen. „Boß tausend!“ sagte ich mir, „das ist ja die Reboute, zu deren Besuche August mich animierte. Ich habe ihm zwar mit Nein geantwortet — aber wie wäre es, wenn ich dennoch hinginge? Die Rebouten machten mir ja einstens so viel Spaß; weshalb sollte ich denn nicht wieder einmal mein Vergnügen dort suchen? Etwa wegen meines kahlen Scheitels? Ach, den bemerkt man nicht; man behält auf der Reboute den Hut auf dem Kopfe. Oder wegen der grauen Haare im Barte? Etwas Cosmetique

wird sie für einige Stunden dunkler erscheinen lassen. Bin ich nicht immer noch ein stattlicher Mann? Nur mutig vorwärts; Kopf in die Höhe, Brust heraus!“

Ich eile nach Hause, ich mache Toilette — „Johann, einen Wagen!“ Und nach Verlauf weniger Minuten sitze ich im Fond desselben: „Zur Redoute!“

Straußsche Klänge — Maskengewühl — tropische Hitze — Lachen und Scherzen — alles wie damals! Aber eine halbe Stunde war verflossen, und noch hatte mich kein Fächerschlag getroffen. Schon wollte ich mich beschämt in eine Ecke zurückziehen; da legte ein eleganter schwarzer Domino sachte seinen Arm in den meinen.

„Du bist auch da?“ kispelte der Domino.

„Jawohl,“ sagte ich. Dabei streifte ich August, der just vorüberging, mit einem leuchtenden Blicke, der so viel sagen wollte, als: „Schau, was für Unwert ich noch finde!“

„Und was suchst du hier?“ examinierte der Domino weiter.

„Amüſement.“

„Schadel“

„Weshalb schade?“

„Weil ich dich sonst um eine Gefälligkeit gebeten hätte!“

„Und die wäre?“

„Ich besitze einen Sohn hier. . . .“

„Einen — Sohn — hier?“ stammelte ich und hielt dabei vorsichtig Umschau, ob nur August sich nicht in Hörweite befinde. Was hätte der über diesen mütterlichen Domino gelacht!

„Da giebt's doch nicht viel zu staunen,“ hub die Maske wieder an. „Du kennst mich wohl nicht mehr, und doch bist du — es sind freilich viele Jahre dazwischen — eine ganze Saison hindurch ausschließlich mir zu Füßen gelegen. Erinnerst du dich nicht mehr an die „himmlische Julie mit den Gazellenaugen?“ Die du so nanntest, bin ich, und die Gazellenaugen überwachen jetzt meinen Isidor, der ein lieber

und liebenswürdiger Junge, aber nur leider etwas zu flott ist. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, ihm manchmal nachzuspüren, da ich es nicht gutheißen kann, wenn er sich so viel mit leichtlebigen Frauenzimmern einläßt, wie das eines ist, mit welchem er da vorne geht. Ich möchte, daß er sich bald verheirate, damit er nicht auf seine alten Tage so verloren dastehe, wie —“ (Dieser Gedankenstrich war zweifelsohne auf mich gemünzt.)

„Ich begreife. Aber welche Gefälligkeit könnte ich dir dabei leisten?“ frug ich kleinlaut.

„O! eine große. Ich würde, wenn es dir recht ist, jetzt meinen Sohn ansprechen und dir ihn vorstellen. Du magst ihm ins Gewissen reden, ihm auseinandersetzen, daß solcher Verkehr zu nichts Gutem führe; du könntest ihm erklären, wie — . . .“ (Neuerdings der rücksichtsvolle Gedankenstrich!)

Nun, ich habe der besorgten Frau die Gefälligkeit erwiesen. Wir haben den Isidor aufgesucht, wir haben ihn angesprochen; die Erkennungsscene, die nicht lange dauerte, hat ihm keinen besonderen Spaß gewährt. Ich redete ihm ins Gewissen und warnte ihn, und unter den abschreckenden Beispielen, welchen er nicht nachgeraten solle, habe ich auch meinen Namen genannt.

Ich hoffe für die wackere Mama des Herrn Isidor, daß meine Stegreifrede bei dem Sohne nicht ganz erfolglos bleiben werde.

Was mich betrifft, so habe ich den Geschmack an Maskenbällen für alle Zeiten eingebüßt.

Stets der deine.

Theodor.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Die Schilderung deines letzten verunglückten Bergnüzugs hat mich höchlichst amüßert. Bei einiger Ausbildung hättest du für ein sehr nachsichtiges Publikum humoristischer Schriftsteller werden können!

Wie trocken nehmen sich meine Briefe gegen die deinen aus! Beim besten Willen weiß ich dir nicht mehr zu erzählen, als daß wir alle wohl sind und daß ich nach wie vor vom frühen Morgen bis zum späten Abend vollauf beschäftigt bin. Ja, seit Beginn dieser Saison muß ich manchmal sogar die Nacht zu Hilfe nehmen.

Denn in dem Ballsaal, aus welchem du — wenn man dir glauben darf — für immer ausgezogen, bin ich wieder eingezogen; selbstverständlich nicht zum eigenen Vergnügen, sondern meinem älteren Töchterchen zuliebe, welches wir heuer in die Welt einführen.

Da lehne ich so manche lange Nacht an einem Thürpfosten und schaue unserer Kleinen zu, wie sie tanzt, sich unterhält und glücklich ist. Und wenn es zur Pause kommt, bin ich gleich zur Stelle mit dem warmen Überwurfe; denn das junge Blut ist ja so unvorsichtig, und wie leicht ist nicht eine Grippe eingewirtschaftet!

Heute ist wieder Ballabend — die Damen sind eben fertig geworden; der Wagen wartet — meine Pflicht ruft mich.

In alter Freundschaft

dein

Paul.

Mit fünfzig Jahren.

Lieber Paul!

Ich quittiere der Vorsehung dankend den richtigen Empfang eines halben Säkulums — br!

Officieller Schluß der „besten Jahre“! Und diese blüherliche Gewißheit hat auch etwas für sich; denn aus eigener Wahrnehmung erführe man ja nie, wann denn eigentlich das Alter seinen Einzug hält. Mit vierzig meint man, man sei mit neununddreißig jung gewesen, mit fünfzig Jahren glaubt man dasselbe von den letzten vierzigen. Und die ersten lyrischen Ergüsse richtet der achtzehnjährige Jüngling gewöhnlich an die entflozene Jugend!

Ich denke nach, was ich dir aus dem letzten Zeitabschnitte zu erzählen habe. Wohl vorerst von meiner vorjährigen sogenannten Erholungsreise, welche länger als jede bisherige in meinem Gedächtnisse haften wird. Ich wollte mich auf meinen Hausarzt allein nicht verlassen und glaubte, daß ich meiner Leber die Konsultation einer Kapicität schuldig sei. Der Herr Professor hat mich befühlt und beklopft, der Fall schien ihm aber wohl nicht interessant genug; denn er war mit seinem Ratschlage im Nu fertig: „Luftveränderung, Reisen“, näselte er. Mit diesen zwei Worten, jedes zu einem Dukaten, war ich abgethan. Bevor ich mich empfahl, frug ich etwas kleinlaut, wohin die Reise gehen solle. „Einerlei,“ sagte der Herr Professor — dieses Wort zwar gratis, aber schon sichtlich ungeduldig, weil bereits ein anderer Hilfesuchender mit zwei weiteren Goldstücken in der Thüre stand.

So mußte ich denn reisen; aber ich thue es nimmer wieder. Denn — ich reiste allein. August wollte diesmal nicht mitkommen; meine Aufforderung, welche er sonst immer vergnügt angenommen hatte, lehnte er mit einer gewissen Ver-

legenheit ab, welche ich mir damals nicht erklären konnte. Wen sonst hätte ich engagieren sollen?

Baedeker sollte für Alleinreisende ein besonderes Handbuch konstruieren — nicht in Rot gebunden, sondern in Grau mit schwarzem Schlitte. Nirgends wird das Allein-in-der-Welt-stehen so drückend empfunden als auf der Reise.

„Einbettiges Zimmer?“ — „Nr. 197“ ruft der Direktor des großen Hotels, in welchem du als Garçon Unterkunft suchst, dem Zimmerkellner zu. Du folgst diesem mit einem Ingrimme, der bei jedem Treppenabsatze steigt, hundertvierundzwanzig Stufen hoch. Nr. 197 entpuppt sich als ein Kabinett im vierten Stockwerke hinten hinaus. Du wehrst dich nach Kräften, aber es nützt dir absolut nichts; die besseren Zimmer bleiben immer — wie dir der Zimmerkellner anvertraut — für die Herrschaften mit Familie reserviert.

Ober hältst du es für angenehmer, in einem kleinen Gasthose abzustiegen, in welchem zuerst der Kellnerjunge mit dem Provinz-Wochenboten und einer illustrierten Zeitung vom verfloffenen Monate in der Hand dir Einsamen eine Kondolenzvisite abstattet und hernach der Wirt in eigener Person sich mit einem mitleidigen „Ist's erlaubt?“ zu dir setzt, um ein geistreiches Gespräch über die Witterung der letzten vierzehn Tage mit dir anzuknüpfen? Begreifst du weiters das mißliche Gefühl, sich wochenlang über zu kurze Betten, wässrige Suppen, gelbgewaschene Hemden, schlechtgebürstete Stiefel ärgern zu müssen, ohne ein teilnehmendes Wesen an der Seite, bei dem man sich auszulachen vermöchte?

Kannst du ermessen, was es heißt, im Schweiß seines Angesichtes oft bis 1000 Meter über die Meeresfläche hinaufzukeuchen, von oben herab auf silberglänzende Flüsse, blaue Seen, auf wogende Felder und lachende Wiesen zu schauen und niemand, gar niemand bei sich zu haben, dem man mitteilen könnte, wie schön das ist?

Aber das alles hätte ich noch überwunden; nur eines verweigerte ich absolut nicht — die Bahnhöfe! Diese Bahnhöfe,

wo Abschiedsthränen geweint und ach! so viele, lange, warme, herzhafte Küsse gewechselt werden! Ist es nicht zu abscheulich, sich da immer unthätig mit sehndem Auge und trockenem Munde in eine Ecke drücken zu müssen im jämmerlichen Bewußtsein, daß auf der ganzen Erde niemand, gar niemand existiere, der dir selbst eine ähnliche Zärtlichkeit erweisen wollte! Diese Bahnhofshallen und die Perrongäste mit ihren wehenden Taschentüchern haben mein Reiseprogramm gekürzt; ich kehrte um vierzehn Tage früher zurück, als ich es beabsichtigt hatte.

Und bei meiner Rückkehr fand ich eine der unangenehmsten Überraschungen vor: Während meiner Abwesenheit hatte sich August, mein Intimus, verheiratet, unwiederbringlich verheiratet — wie ich nachträglich erfuhr, plötzlich, ohne merkliche Krankheit. Aber der Keim scheint doch schon in ihm gesteckt zu haben. Deshalb das verlegene Gesicht, als ich ihn aufforderte, mitzureisen? Das Objekt seiner Wahl bildete eine kleine, runde Frau, die ihm schon lange sympathisch gewesen.

Das war ein harter Schlag für mich! Ich betrachtete August, wie du wohl weißt, zwar nie als Freund; aber er war durch mehr als fünfzehn Jahre mein Gefährte, mein gewohnter Umgang. Wohl nicht Jugenderinnerungen, aber doch Erinnerungen an jüngere Tage knüpften uns aneinander. Für seinen Posten werde ich in meinen Jahren wohl nie mehr einen Ersatzmann finden.

Aus Verdruß habe ich ihn anfangs gar nicht besucht. Später sprach ich, einer besseren Regung folgend, doch bei ihm vor; aber ich schäme mich fast, es zu gestehen: zu dem anfänglichen Verdrusse gesellte sich etwas wie blasser Neid. Wie der alte Kerl sich verhätscheln läßt! Ich fand ihn in Schlafrock und Pantoffeln im bequemen Fauteuil liegend, und die kleine runde Frau stopfte ihm die Pfeife und las ihm die Zeitung vor. Als ob er das alles nicht allein besorgen könnte! In der Karaffe am Tische stand „Gustel“

eingraviert und in dem Polster, in welchem er lehnte, war „August“ gestickt. „Lieber Gustel“ hin und „Lieber Gustel“ her, tönte es ohne Unterlaß von den appetitlichen Lippen der kleinen Frau. Gustel! Als ob sie nicht August sagen könnte! Solchen alten Knaben noch mit Rosenamen zu verwöhnen!

Beim Fortgehen luden mich Herr und Frau Gustel ein, baldigst à la fortune du pot zum Speisen zu kommen. Ich habe es bisher noch nicht gethan, aber ich werde es thun; Eine Familie muß man ja doch haben, mit der man verkehrt. Die übrigen habe ich ohnedies aufgegeben — alle, alle in Folge eines Erlebnisses aus jüngster Zeit, das mich einige Tage vor Ärger fassungslos gemacht hat. Die Feder zittert in meiner Hand, während ich dir darüber berichte. Denke, was mir neulich passierte:

Ich mache einen Besuch bei Frau Konsul D., einer hübschen liebenswürdigen Frau. Kaum bin ich beim Weggehen aus dem Thore getreten, sehe ich Frau Doktor S. vorkommen. Ich spreche diese Dame noch an demselben Abende, erwähne, daß ich heute bei Frau D. war, und sie antwortet ganz verwundert: „So?“ — Kannst du mir nachfühlen, was in diesem verwunderten „So?“ Niederschmetterndes für mich lag? Frau D. hat meinen Besuch nicht einmal der Erwähnung wert befunden — ich bin also nichts, gar nichts mehr, eine Null, ein wesenloser Schemen, der, nachdem sich die Thüre hinter ihm geschlossen, nach fünf Minuten im Gedächtnisse keine Spur mehr zurückläßt!! Am Abende dieser Entdeckung vernichtete ich meine Besuchsliste.

Meine Visitenkarten werden von jetzt ab nur mehr in besonderen Fällen oder brieflich in Verkehr gesetzt. Und ausschließlich mein schlichter Name steht auf denselben. Merkst du was? — Ja, es ist so — Titel und Würden eines Aufsichtsrates der Ersten Witwen- und Waisen-Versorgungsanstalt habe ich zurückgelegt. Ich sehe es im Geiste, lieber Paul, sarkastisch um deine Mundwinkel zucken. Gewiß denkst

bu frivol: „Aha! dem alten Sünder waren die Wittwen zu alt und die Waisen zu jung.“ Aber das war es nicht; die Sache lag tiefer.

Mein selbstgewähltes Ressort war vom Beginne an die Kinderstube des Vereines. Ich hatte mir ja einen so herrlichen Traum von Vaterfreuden und kindlicher Zärtlichkeit zurechtgelegt, welche ich in dieser Stube genießen wollte. Da gab es wohl Auswahl für ein suchendes Herz, und ich versuchte es jede Woche mit einem anderen kleinen Bengel. Ich brachte dem, auf welchen ich es just mit meiner Neigung abgesehen, Zuckerwerk und Spielsachen. Der Junge bedankte sich meist recht schön und artig und kletterte mir auch im ersten Freudenrausche auf das Knie. Ich ließ ihn daselbst eine Weile weiter spielen, dann aber begann meine Verlegenheit, und gar bald rutschte der kleine Mann mit einem Satz, als gelte es eine Flucht, wieder hinab und rasch hinauf auf die Kniee eines anderen väterlichen Freundes, der ihm nichts mitgebracht, ihm dafür aber tausend Schnurren vormachte, die er in der eigenen Kinderstube zu Hause kennen gelernt und geübt hatte.

Im Verlaufe eines Jahres war die ganze Kinderschar durchgenommen; aber bei jedem Versuchsobjekte hatte ich fast die nämliche Erfahrung gemacht. Da überdies meine Herren Vorstandskollegen ob meiner gewagten Pädagogik bedenkliche Gesichter schnitten, nahm ich meinen Abschied. Das Dankschreiben, welches mir bei diesem Anlasse zu teil wurde, war in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt — eine Bitte um Rücknahme meines Entschlusses habe ich vergeblich darin gesucht.

Aber wenn auch nicht als Vater, so doch als Vetter schein ich besondere Anziehungskraft zu üben. Denn zu dem einen, der bereits vorgestellten Herrn Vetter hat sich ein zweiter gesellt — einer von mütterlicher Seite. Ich kann nicht gut behaupten, daß mir dieser wie der Vetter Eduard bis dahin unbekannt war; denn ich trage von Kin-

desbeinen an ein kleines Andenken von ihm herum, eine Schramme oberhalb der linken Schläfe nämlich, von einem Steine herrührend, den er einmal als Knabe aus Ärger darüber, daß mein Schaukelpferd größer als das seine, nach mir geschleubert hat.

Es wäre von mir höchst taktlos, ihm heute diese kleine Affaire ins Gedächtnis zurückzurufen; denn er konkurriert jetzt mit dem Wetter von der väterlichen Seite in Liebe und Aufmerksamkeit gegen mich. Dabei versäumt er nicht, mir in jedem unbewachten Momente mit einem grimmigen Blicke nach dem anderen zu erklären, daß naturgemäß die mütterlichen Wettern einander zärtlicher zugethan sein müssen, als die väterlichen.

Daß die beiden nie und nimmer derselben Meinung sind, ist selbstverständlich. Wenn der eine schön' Wetter prophezeit, spürt der andere den kommenden Regen im linken Schulterblatte; wenn der eine den Frieden auf der ganzen Welt für gesichert erklärt, hört der andere schon von jedem Winkel der europäischen Landkarte die Kanonen donnern. Eines ihrer beliebtesten Unterhaltungsthemata bieten aber die Ratschläge wegen Anlage meiner Kapitalien. Der eine rät sichere Staatspapiere, der andere ist für industrielle Werte eingenommen. Wird ihre Meinungsdivergenz aber zu lebhaft, dann springt mein guter Nero mit einem kräftigen Wauwau dazwischen; denn er ist beiden gleich feindlich gesinnt.

Ich verhalte mich ziemlich neutral. Ich gestehe gerne, daß mir beide nicht den Eindruck großer Charaktere machen; aber sie führen öfters ein Wort im Munde, welches mir so weich, so anheimelnd klingt, daß ich ihnen dafür manches nachsehe, das Wort „Familie“. Was für traute, liebevolle Erinnerungen zaubert dieses eine kleine Wort in mir hervor! Und fast scheint es mir, als ob die beiden Kerle die Macht ihres Schiboletth kennen würden und auszunützen beabsichtigten.

Sie hungern jetzt fast allabendlich bei mir herum; sie

und die paar übriggebliebenen Genossen aus dem Anti-Symen sind so ziemlich mein ausschließlicher Verkehr. Was aber ihre Unterhaltungsgabe betrifft, bin ich mir wirklich nicht klar, ob ich diesen oder jenen den Vorzug geben solle. Denn ach, wie sehr haben sich diese einst so übermütigen Genossen verändert! Was für elendes Scheinleben fristet der Bund, der sich einst so herrlich angelassen!

Der kleine Thalberg ist tot. Eines Abends machte er noch seine englischen Witze mit dem Bierjungen, und der nächste Morgen fand ihn als Leiche.

Romberg nahm nach seiner jahrelangen Abwesenheit ein einziges Mal an der Tafelrunde teil. Aber der Versuch, den er bei dieser Gelegenheit machte, uns ein Billetdour zu demonstrieren, stieß auf so unangenehme Heiterkeit, daß er den alten Genossen für immer den Rücken kehrte.

Linden erscheint nicht mehr bei uns, seit wir seine Existenzmittel ergründet. Wir haben es nämlich herausgebracht, daß er seit Jahren nicht ganz reinliche Geschäftchen mit hohen Herren vermittelt; damit ist es wohl erklärt, warum er uns so diskret immer nur die Couverts seiner Briefe und nicht den Inhalt derselben zeigte. Aber da wir es ihm abgewöhnten, von diesen hohen Herren, die sich in ihrer Abwesenheit nicht wehren konnten, als von „lieben Freunden“ zu sprechen, fühlte er sich nicht mehr behaglich bei uns und verschwand. Wir weinten dem Blagueur keine Thränen nach.

Unsere zwei Advokaten streiten nach wie vor, beide mit verstärkter Anstrengung, da der eine stocktaub, der andere kurzatmig geworden. Nebenher besteht zwischen beiden noch eine fortwährende nichtjuribische Differenz. Denn der Kurzatmige öffnet jeden Augenblick das Fenster, um Luft einzulassen, während der andere, der außer seiner Taubheit noch an Rheumatismus leidet, es mit einem Blicke des Ingrimms allsogleich wieder schließt.

Stöber und Hanke, die zwei Verzehrungskünstler, erscheinen noch hie und da; aber ihre Kunst ist zu Ende. Der

eine laboriert an einem chronischen Magenkatarrh, der andere behauptet, ein Gelübde abgelegt zu haben, nur mehr Wasser zu trinken.

Von unseren Statisten sind viele verstorben, gestorben, und die übriggebliebenen Nullen sind wirklich durch die Jahre nicht wertvoller geworden.

Die Abende sind manchmal von einer ansteckenden Langleweile; den Gesprächsstoff bilden abwechselnd die Vorteile der Gesundheitsleibchen und die Ratschläge über empfehlenswerte Verdauungsmittel. Nur selten klingt ein wärmerer Ton an; man spricht dann von „Einst“ und von „Damals“ — eine wehmütige Unterhaltung!

Dein recht verstimmt

Theodor.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Thue nur nicht so unglücklich. Jed' Ding hat seine zwei Seiten. Du könntest die Welt umsegeln und ziehst es vor, an der Scholle zu kleben; ich habe diese Wahl nicht, denn ich bin an die Scholle gefesselt.

Während der heißen Monate, da meine Familie abwesend ist, wird mir dies manchmal sogar recht unbequem. Meine Frau und Töchter müssen nämlich jedes Jahr ins Bad. Unser schwaches Geschlecht von heutzutage ist ja leider darauf angewiesen, sich durch Eisenquellen zur Sommerszeit für die Strapazen des Winters aufzupäppeln.

Meinen Sohn habe ich für einige Jahre zu seiner Ausbildung in die Fremde gegeben. Er schreibt mir recht häufig; freilich zumeist erst dann, wenn ihm das Geld knapp wird. Nun, bei den jetzigen jungen Herrchen muß man ja zu-

frieden sein, wenn sie keine Schulden, außer solche bei ihren Vätern machen.

So treten denn immer größere Anforderungen an mich heran; aber durch gesteigerte Arbeit werde ich sie schon wett machen. Ich habe während des letzten Winters drei neue Maschinen in meiner Fabrik aufgestellt, die das übrige dazu beitragen.

Wenn ich auch ein lässiger Brieffschreiber bin, ein träger Mensch war ich nie. Es kreischen die Sägen, es schnurren die Räder um mich herum — lebe wohl!

Dein

Paul.

Zum 55 sten!

Lieber Paul!

Neue fünf Jahresringe haben sich um meine Taille gerundet, Stirne und Nacken rücken immer näher aneinander, und in das Gestrüpp um Kinn und Mund fällt eine Schneeflocke um die andere — bald wird es eine volle Winterlandschaft sein!

Ich habe dir manches aus der jüngstverflossenen Zeit zu erzählen; fürs erste, daß das Liebesintermezzo mit den beiden Bettern zu Ende ist. Der Schluß desselben war drastisch. Nachdem beide wiederholt an meinen Geburtstagen die rührendsten Anstrengungen gemacht, glaubte ich mich doch verpflichtet, ihnen zu ihren Geburtstagen auch eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen. Nur mein ihnen so überaus teures Bild wünschten sie — so sagten sie beide, das heißt: jeder von ihnen sagte es mir insgeheim, damit es der andere nicht höre. So ließ ich denn mein Konterfei anfertigen, meinte aber, für so viel Zärtlichkeit noch ein

übriges thun zu müssen, und beschloß, den beiden Kerlen das so heiß ersehnte Geschenk persönlich zu bringen.

Der Geburtstag des mütterlichen Cousins stand im Kalender voran. Ich ging zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hause. Im Begriffe, mein Bild auf seinem Schreibtische zu deponieren, erblickte ich zwei Bücher, die auf demselben lagen. Gedruckte Bücher sind ja kein Geheimnis; muß doch sehen, was für Studien mein Herr Vetter treibt, dachte ich. Ich schlug die Bücher auf. Das eine war ein medizinisches; bei „Leberleiden und deren Verlauf“ steckte ein Lesezeichen. Das andere Werk war ein juridisches; bei dem Kapitel über die gesetzliche Erbfolge war das Blatt eingebogen.

Ich blieb starr; was mir hier in die Augen sprang, war nichts geringeres, als der gedruckte Traum meines herzlichsten Veters: „Du sterben, ich erben“ — das Programm ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sofort steckte ich mein Bild wieder zu mir, und statt desselben ließ ich ein höfliches Billet zurück, worin ich den Herrn Vetter bat, seine Gefühle anderswo nutzbringend zu verwerten.

Noch auf dem Heimwege fiel mir ein, daß mich dieser süße Junge wiederholt versichert hatte, daß die Verwandten von der mütterlichen Seite zärtlicher seien, als jene von der väterlichen. Wie, wenn er recht hätte! Die zärtlicheren Gefühle des mütterlichen Veters hatte ich nun zur Genüge erprobt; was hätte ich folgerichtig vom väterlichen zu gewärtigen? Ich überlegte nicht lange, schrieb, als ich nach Hause kam, ein zweites Billet und schickte darin den Vetter von der väterlichen Seite dem von der mütterlichen zu allen Teufeln nach. Was für richtigen Instinkt doch mein braver Nero mit seinem Bauwau von allem Anfange an gezeigt hatte!

Anti-Hymen — requiescat in pace! Das ist der zweite Verlust, welchen ich zu vermelden habe; ein Verlust, der ungleich schwerer traf, obzwar er durch das lange vorhergegangene Siechtum einigermaßen gemildert wurde.

Es ging ja schon seit Jahren mit ihm bergab. Döring und Holber wurden in den letzten Jahren immer seltener. Der eine verträgt die Hitze und den Rauch nicht, der andere geht nur mehr bei 10 Grad über Null am Abende aus, und in dem permanenten Magenkatarrh Stöbers und dem Gelübde Hankes konnte der Wirt des Etablissements auch nicht seine Rechnung finden. So wurde der Mann immer kühler gegen uns, bis er eines Abends unumwunden erklärte, daß er bei so geringem Konsume uns das Lokal nicht mehr überlassen könne.

Bei der sehr tristen Schlußsitzung wurde das Inventar des Klubs in Berücksichtigung meiner besonderen Verdienste mir zugesprochen, und so prangen denn jetzt die mit den Hirschgeweihen geschmückten Bilder an meinen Wänden. Das letzte in der Reihe ist dasjenige von August; aber es erzeugt leider nicht den beabsichtigten heiteren Eindruck bei mir.

August schaut nicht nur auf dem Bilde, sondern auch in Wirklichkeit jetzt ganz vergnügt drein — zu vergnügt sogar für mein mißgünstiges Gemüt. Ich habe ihm in den verflossenen Jahren zweimal die Ehre meines Besuches à la fortune du pot zu teil werden lassen; aber ich verlange mir keine weitere Wiederholung. Das eine Mal gab es Reissuppe, Huhn mit Reis und einen Reiskoch. „Gustel ist heute etwas unwohl,“ erklärte die kleine runde Frau mit verschämtem Blicke zur Rechtfertigung des Menus. Das zweite Mal bekam ich Pflaumen, Pflaumenmus und Pflaumentorte. Und wiederum erklärte das Frauchen mit verschämtem Blicke: „Mein lieber Gustel ist heute etwas unwohl.“

Das war denn doch zu viel des unglücklichen Zufalls! Ist mein distinguirter Magen wohl dazu da, um nach dem wechselnden Befinden des „lieben Gustel“ über sich bestimmen zu lassen? Nein, tausendmal nein! Da ziehe ich noch die Wirtshausstube mit ihren rauchgeschwärzten Wänden vor; da speise ich lieber täglich mit den namenlosen Eßbestecken und wische mir den Mund mit Servietten ohne Monogramm.

Damit will ich aber durchaus nicht gesagt haben, daß das Gasthausleben mir besonderen Reiz gewähre. Im Gegenteil! Es ist keine Kleinigkeit, dazu verurteilt zu sein, je zweimal an 365 Tagen im Jahre „Kellner, die Speisekarte“ begehren und bei jedem Bissen ein halb Duzend serviler Trinkgelbgesichter um sich tanzen sehen zu müssen.

Aber was wäre gegen diese Notwendigkeit zu thun?

Und nicht einmal die Cigarre nach Tische bietet mehr den rechten Trost. Ach, wie farblos, ohne Geschmack und Aroma erscheinen mir die jetzigen Cigarrensorten! Wo sind die Rauchringe hin, die blauen Rauchringe mit den wonnigen Bildern? Das Leben hat sie verzehrt.

Und wo sind die Gefährten, die Altersgenossen alle, die hier beim Weinglase mit uns heiter und lustig waren? Zerstreut nach allen Windrichtungen.

Die jetzt mit mir an einem Tische sitzen, sind Leute einer jüngeren Generation. Sie zerren wohl an ihren weichen Schnurrbärtchen so selbstbewußt, wie wir es einst gethan, sie renommieren mit ihren Liebchaften ganz so, wie wir einst renommiiert; aber die Sprache, die sie sprechen, ist mir nicht mehr geläufig. Die fünf und zwanzig Jährchen, während welcher ich sie nicht geübt, hat sie mir entfremdet; und dann — auch für die Liebe ist der Fortschritt des Jahrhunderts nicht ohne Einfluß geblieben. Dampf, Elektrizität und so weiter haben in die Terminologie manches neue Wort, in den Dienst der Liebe manch' neue Übung gebracht. Die jungen Herren von heutzutage brauchen sich wenig mehr zu strapazieren. Das Bild der Geliebten, welches wir uns mühen mußten, durch eine Bleistiftskizze festzuhalten, tragen sie in einer beliebigen Anzahl Photographieen mit sich herum; statt der Bilettdoug in Versen, welche wir drechselten, telegraphieren und telephonieren sie, und die Verherrlichungsmetaphern, die wir im Schweiß des Angesichtes aus den Klassikern zusammenklaubten, schreiben sie aus dem Büchmann ab. Aber wie dem auch sei — sie sind jung, wir

sind alt; sie haben die raison d'être in der Welt und am Wirthshauustische — wir sind nur lästige störende Einschiebsel.

Kellner, zahlen!

Hinaus aus der dumpfen, rauchigen Speisestube!

Über wohin den Schritt lenken? Die Turmuhr kündigt eine so frühe Stunde. Schon nach Hause? Nein, das wäre grausam. Mein Johann ist ja auch noch jung und stiehlt sich gewiß gerne abends fort, um ein Stündchen bei seinem Schätze zu verbringen. Er soll nicht über den mürrischen Alten, der ihm sein Vergnügen stört, zu klagen haben.

Wohin also? Ins Theater? Nein! Eine Tragödie? Ich habe ja schon zwanzig Luise'n zusammen einen Liter Limonade trinken und ein Duzend Marien auf einem Duzend Schafotten sterben gesehen; das hat sich bei mir längst um den Effect gebracht. Und ein Lustspiel? Was käme dabei für mich heraus? Nur Ärger! Ich kenne das aus Erfahrung. Nachdem sich sämtliche Mitwirkende durch vier Akte gehechelt, gefoppt und gequält haben, heiratet doch zum Schlusse der erste jugendliche Liebhaber die erste jugendliche Liebhaberin, der Naturbursche die Naive, der Bediente das Stubenkätzchen, und nur der S...quant und ich gehen stets leer nach Hause.

Soll ich in den Klub? In diese Wirthstube für defekte Existenzen? Nein, das ist auch kein würdiger Zeitvertreib. Denn einen Defekt haben sie ja alle, die dort um den grünen Pokertisch herumsitzen, gustierend, ob ihnen der Spielteufel eine full hand oder einen royal flush gebracht habe. Der eine hat einen Defekt an Jugend, der andere an häuslichem Glücke, der dritte einen Defekt in seiner Brieftasche. Ich zahle jährlich meinen Mitgliedstribut für diesen Notanker; aber ich vermeide es, hinzugehen.

Am liebsten noch flanieren — ziellos, planlos — jetzt hineinstürzend ins Gewühl der Menge und dann wieder stehen bleibend vor glänzend beleuchteten Schaufenstern. Zur Weihnachtszeit gewährt das ja besondere Anregung, zur

Weihnachtszeit, wo verführerischer als je der süße Plunder dir entgegenlacht, wo tausend von den reizenden Säckelchen, die man nie für sich, sondern nur für andere kauft, dich anlocken.

Da nehme ich denn sogar manchmal schon in Gedanken den Thürdrücker in die Hand, um einzutreten; aber rasch ziehe ich die Hand wieder zurück. Für wen auch sollte ich Einkäufe besorgen? Und unversehens trüben wieder schwarze, schwermütige Gedanken mein Vergnügen. Sind denn nicht just für unsereinen diese rotgedruckten Tage die schwärzesten? Habe ich denn je im Leben die rechte Weihnachtsfreude genossen? In den Tagen, da ich noch der Lebemann war, ging ich zum Konditor, zog meine Besuchsliste hervor, bestellte, ohne viel zu überlegen, so und so viel Bonbonnieren, legte so und so viel Visitenkarten zu denselben, und die Sache war abgethan. Aber so eine echte, rechte Weihnachtsfreude, in welcher man mit dem Herzen wählt und kauft, bei der einen im Strahlenglanze einer mit hundert Kerzen erleuchteten harzduftigen Tanne eine geliebte und liebende Frau umhalsst, bei der einem pausbäckige Kinder im Taumel des Glückes auf den Schoß klettern — die habe ich nie miterlebt.

Nie miterlebt — aber doch einmal wenigstens im Geiste mitempfunden! An den leztverfloffenen Weihnachten war es; da sah ich einen ärmlich gekleideten blassen Mann mit sehnsüchtigem Auge vor dem Schaufenster eines Spielwarenladens stehen. Er hielt lange, lange still, trat dann zögernd in den Laden, frug um den Preis bei diesem und jenem; dann gab es eine kleine Überlegung, er guckte in seine Börse und zählte. Ach, es reichte nicht! Mit einem schweren Seufzer zog der Armste weiter. Doch ich blieb ihm auf der Ferse; ich erforschte seine Wohnung, kaufte alle die Säckelchen zusammen, nach welchen er gefragt hatte, fügte noch einen Korb mit Gewaren hinzu und sandte Sack und Pack dem armen Teufel.

Ach, mit einem Wohlgeföhle wie seit lange nicht zog ich in dieser Weihnachtsnacht meine Bettdecke über die Ohren!

Aber schade! Solche Märchenkönigscherze darf man nicht zu oft wiederholen. Meine beiden Bettern, die wohl die Rechnung auf die Erbschaft noch immer nicht ganz fallen gelassen, würden sie erfahren; die Bettern würden mich unter Kuratel setzen lassen — unter Kuratel bei voller Zurechnungsfähigkeit! Ein häßlicher Gedanke!

Schluß, Schluß!

Dein

Theodor.

N.S. Sei so gut und lasse dir die Beilage meiner Photographie gefallen. Als ich damals meine verdamnten Bettern beschenken wollte, beging ich die Unvorsichtigkeit, sechs Stück anfertigen zu lassen. Sechs Stück — dafür finde ich wohl mein Lebelang keine Abnehmer mehr. Die Abschrift meines Ich, die du in dem Bilde erhältst, ist übrigens ganz korrekt — du mußt dir nur eine Portion Krähenfüße um die Augen herum hinzudenken, welche der höfliche Photograph mit seiner Retouche dem ehrlichen Sonnenstrahle unterschlug.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Habe Dank für Brief und Bild — besonders für das letztere! Man hat doch immer gerne eine Vorstellung von seinen Korrespondenten, und obschon du dich ziemlich konserviert hast, ein kleiner Unterschied ist immerhin zwischen diesem Bilde und jenem, welches du mir kurz nach meiner Hochzeit schicktest.

Aus meiner Philisterei giebt es wenig interessante Daten zu verzeichnen:

Mein Sohn ist aus dem Auslande mit ganz respektablen Kenntnissen zurückgekommen. Er ist Doktor zweier Fakultäten, aber trotzdem bemühen wir uns mit vereinten Kräften vergeblich, sein Wissen zu verwerten. Bei allen Ämtern heißt es: „Übervoll“, bei allen Berufszweigen „Überproduktion an Arbeitskräften“. Wir würden schon die bescheidenste Anstellung, wenn sich eine solche böte, dankbar begrüßen.

Meine Töchter sind inzwischen auch älter geworden. Sie sind brav und liebenswürdig und — ich darf es wohl sagen — auch hübsch geraten. Beide hantieren mit der Nadel eben so geschickt wie mit dem Kochlöffel. Aber was nützen ihnen diese Fertigkeiten? Weißt du mir vielleicht zufällig einen braven, heiratslustigen Mann oder gar deren zwei zu empfehlen?

Ach, Freund, so ein Vater hat eben Sorgen, die dir unverständlich sind. Laß dir es nur zum Troste wiederholen:

„Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.“

Du thust daher sehr unrecht — doch ich beabsichtige nicht, dir einen Sermon zu halten; denn sonst müßte ich gar zu weit ausholen, und dazu gebührt es mir an der nötigen Mühe.

Dein fortwährend geplagter

Paul.

Sechzig!

Lieber Paul!

„Appetit mäßig, Verdauung befriedigend, Schlaf unruhig, Puls normal“ — das ist der Bericht über die Funktionen einer rostenden Maschine, deren Räderwerk zu betreuen leider mein verdammtes ausschließliches Tagewerk ist.

Und vor einigen Wochen hatte ich schon Angst, daß ein Rad den Dienst ganz versagen werde. Als ich mich eines Morgens aus den Federn erheben wollte, war ein Fuß steif, unbrauchbar. „Alle Wetter,“ dachte ich, „sollte das schon das Schreckgespenst sein, welches Anno dazumal der letzte Heiratsagent, Wut im Herzen, an meine Wand malte, während ich ihn zur Thüre hinauskomplimentierte?“ — „Sie werden's schon bereuen, wenn das Zipperlein Sie dereinst überfällt!“ lautete sein böser Spruch.

Nun aber, Gott sei's gedankt, es war nicht das Zipperlein, es war vorderhand nur ein ganz ordinäres Rheuma. „Kalte Kompressen, acht Tage Hausarrest,“ verordnete mein Leibmedikus. Acht Tage Hausarrest! Ach, ich hatte auch an diesen genug zu tragen; so wohl sie dem kranken Fuße gethan, sie liegen mir noch in allen sonstigen Gliedern. Was ist eine zwischen Haus, Straße und Wirtsstube geteilte Langeweile gegen eine solche Langeweile ohne Teilung? Eine Mücke gegen einen Elefanten!

Während meines ganzen langen Lebens habe ich nie ein Tagebuch geschrieben; aber meinem Unmute über den Verlauf jener Woche irgendwie Luft zu machen, war dringendstes Bedürfnis. Füge dich gutwillig in dein Geschick; denn du sollst von diesen Aufzeichnungen auch einiges genießen:

Erster Tag: Stimmung mittelmäßig — einen Roman zur Hand genommen — gelesen, bis die bebrillten Augen

den Dienst versagten. Dann einige schon lange nicht geübte Zerstreungen versucht: Eine Festung aus Schwefelhölzchen erbaut, eine Zeitlang Fliegen gefangen, die Arabesken an der Wandtapete mir gegenüber gezählt — 34 der Breite, 27 der Höhe nach — hierauf Revision angestellt, ob sich kein Fehler in die Rechnung eingeschlichen. Nein, es stimmte — Summa Summarum 918 Arabesken. Multiplikation im Kopfe hatte, Gott sei Dank, ein Viertelstündchen absorbiert. Dämmerung doch früher als gefürchtet eingetreten; freilich, die Schmerzen im Beine und die kalten Kompressen halfen mit, die Zeit zu vertreiben. Um fünf Uhr Abendblatt erschienen — spannende Gerichtsverhandlung. Mannhaft einer großen Versuchung widerstanden — hatte den Tag über mit keiner Menschenseele gesprochen — wußte, daß mein Johann draußen in seinem Blatte auch die Gerichtsverhandlung gelesen — wollte mit ihm darüber plaudern — geklingelt — mich noch rechtzeitig an die nötige Wahrung meiner Würde erinnert — „Johann, ein Glas Sherry!“

Zweiter Tag: Schmerzen nachgelassen — Ansprüche zugenommen. Wieder nach einem Roman gegriffen, aber beim zweiten Kapitel fortgeworfen — immer die nämliche abgestandene, uralte Liebesbuselei. In der Bibliothek nach anderem Buche gesucht — durch unglücklichen Zufall die Bibel in die Hand bekommen — drin geblättert. Eigentümliches Verhängnis: gleich im Anfange der Lektüre auf das gestoßen, was bei den Romanen im letzten Kapitel steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Werde ich denn dieser aufdringlichen Mahnung nirgends mehr entgehen können? Schnell ein anderes Buch! Ah, was guckt da heraus? „Geologische Forschungen in den Alpen“ — darin kommt mindestens von den Frauenzimmern nichts vor. Aber es war trotzdem langweilig, sehr langweilig. Vom Turme schlägt die zweite Nachmittagsstunde. Wirklich erst zwei Uhr? Ja, meine Hängeuhr und meine Taschenuhr besagen das Gleiche. Philosophische Betrachtung angestellt: Weshalb hat

das Zeitalter der Erfindungen für uns alte Junggesellen noch keinen Apparat zur leichteren Abwicklung der Stunden zu Tage gefördert, wie ihn die alten Jungfern in dem Strickstrumpfe seit Jahrhunderten besitzen? — Heiliger Strickstrumpf, wie viel bitteres Weh das man dir anvertraute, hast du schon gedämpft, gemildert! — Aber will es denn heute gar nicht später werden? — Und jetzt schon zwei Tage zu Hause, ohne daß jemand sich um meinen Verbleib erkundigt hätte. Ha, es klingelt! Vielleicht doch ein Besuch! Schnell die Decke um die Füße drapiert und die Manschetten herabgezogen — Stille wieder — „Johann, wer war's?“ — „Ein Bettler.“ — Es klingelt wiederholt: „Eine Dame, welche sich in der Thüre geirrt hat.“ — „Ein Geschäftsdienner mit einer Rechnung.“ — Es scheint unzweifelhaft, daß ich niemandem auf der weiten Welt abgehe!

Dritter Tag: Unveränderte Situation. Die Zeit von dem ersten Lichtscheine an, der durch die Spalten des Fensterladers bricht, bis dahin, wo die ersten Abend Schatten über die Wände huschen, wird immer länger. In vorgerückter Stunde doch eine Nachfrage eingelaufen: François, der Oberkellner in meinem gewohnten Hotel, sprach bei mir vor. Natürlich, weniger ich als mein Trinkgeld fehlte dem Braven schon drei Tage lang.

Vierter Tag: Wein merklich besser; darf schon im Zimmer Bewegung machen. Mittags Besuch empfangen von Dr. Döring, dem tauben Advokaten aus dem seligen Antihymen. François hatte ihm die Nachricht von meinem Unwohlsein ins Ohr geschrien. Der entsetzliche Mensch läßt sich bei mir breit nieder, fängt damit an, mir umständlich auseinanderzusetzen, was alles in unserem Alter aus Rheumatismus entstehen könne, giebt hierauf eine kleine Übersichtstabelle von sämlichen ihm bekannten Arten von Rheumatismen und erzählt zum Schlusse von einigen seiner guten Freunde, welche an nichts anderem als den Folgeübeln von Rheumatismus gestorben waren. Alle meine Bemühungen,

seinen angenehmen Vortrag zu unterbrechen, blieben fruchtlos; Döring hatte einen seiner schwerhörigsten Tage. Endlich ging er doch. — Zur nämlichen Minute meinem Johann strifte Weisung erteilt, daß ich für die Dauer meines Hausarrestes für niemand mehr zu sprechen sei.

Fünfter Tag: — — Doch nein! keine Tagebuchblätter mehr. Ich ziehe vor, dir ohne Manuskript zu erzählen, womit ich den Rest meiner Krankenwoche zugebracht. Ich ging an eine Arbeit, welche ich schon lange im Sinne hatte, vor der ich aber wiederholt zurückgeschreckt war: Die Befreiung der Schubfächer in meinem Schreibtische von dem vergilbten Wust, der sich während eines Menschenalters darin angesammelt — kurz, an ein Autodafé. Ich mußte mich einmal dazu entschließen! Ach, es war nicht nur ein staubiges, es war auch ein wehmütiges Unternehmen, dieses Hinabtauchen in entschlafene Jahrzehnte!

Der Mensch ist sein Leben lang Sammler: er sammelt anfangs Schmetterlinge, dann Postmarken, später Billetdour, schließlich Antiquitäten. Doch nein! Billetdour werden nicht gesammelt; man zerreißt sie nur nicht und — sie finden sich wieder! Und so fand auch ich sie wieder, alle die Erinnerungen an die reizenden kleinen Dummheiten meines Lebens — jede folgende eine größere „kleine Dummheit“ als die vorangegangene.

Im untersten Fache die herzigen Briefe eines allerliebsten Bäschens. Die Brieffstellerin — sie hieß Susse — befand sich damals in einem Mädchenpensionate; der Adressat war Couleurstudent. Und zwischen zweien der losen Blätter fand sich ein Myrtenzweig. Ich entsinne mich. Sie brach mir dieses Zweiglein aus ihrem Hochzeitsstrausse — als Betteur war ich ihr Brautführer — und eine Thräne glänzte dabei in ihrem Auge. Das Suschen hatte mich von Herzen lieb gehabt. Ach, wir hatten uns zu spät verstanden! Vorüber, vorüber!

Hier ein sorgfältig geknüpftes Paket. Weshalb es wohl

so säuberlich geordnet war? Vermutlich hatte ich geglaubt, es werde zurückverlangt werden. Aufstieg und Niedergang einer Liebe, wie aus den Apostrophen zu ersehen: „Geehrter Herr“ — „Werter Freund“ — „Lieber Theodor“ — „Heißgeliebter“ — „Lieber Theodor“ — „Mein Herr“. Die Briefe eines zur Sentimentalität neigenden Mädchens! In einem flüchtig geschriebenen Briefe, dem die Überschrift ganz fehlte, war sogar von Selbstmord die Rede; aber der Plan wurde nicht verwirklicht. Ich begegnete der Schreiberin erst unlängst; sie hing am Arme ihres Gatten, der sich krumm bog unter ihrer Last. Ihr zur Seite gingen ein paar Mädchen im Alter von zehn bis zwölf Jahren, und mein Verdacht dürfte wohl gerechtfertigt gewesen sein, daß dies nicht ihre Töchter, sondern bereits ihre Enkelinnen waren.

Daneben eine Schicht Briefe mit einer nervösen Handschrift: die Briefe einer Frau voll von Glut, voll von Geist. Nur Anfang und Ende der Episteln boten wenig Abwechslung. „In Eile“ hieß es meistens bei Beginn; „Verbrenne diese Zeilen“ gewöhnlich am Schlusse. Die Korrespondenz umfaßte einige Jahre, und — wenn ich mich recht entsinne — war es erst der Tod des Herrn Gemahls, der mich zur schleunigsten Lösung der Beziehungen veranlaßte.

Auch die Billetdoux meiner „unvergleichlichen Arabella“ — du erinnerst dich wohl kaum mehr des Namens — förderte ich wieder ans Tageslicht. Ich staune heute noch darüber, was für geschickte Lügengewebe diese rothigen Finger zu fertigen wußten!

Und rings herum flutete das Chaos: Briefchen, noch jungfräulich im Kelche der Enveloppe ruhend, und Brieffragmente, zerknittert und zerknüllt; Briefchen in allen Farben, allen Formaten, allen Sprachen und allen Wärmegraden, und oben an ihrer Linken alle die allegorischen Sinnbilder, so je für die Liebe in Anwendung kamen: girrende Tauben, vierteilige Kleeblätter, gekreuzte Hände, spinnende Gretchen, gezückte Pfeile, Genien, Amoretten, Briefchen

mit Engelsköpfchen und Briefe ohne Kopf geschrieben; Billet-doux von eleganten Frauen und Hieroglyphen von schmutzen Kammerzofen; ambraduftende stilvolle Ergüsse ohne Herz und herzige Rendezvous ohne Stil und Orthographie. Und zwischendurch gestreut: Ballkarten, Haarlocken, verblaßte Schleifen, Theaterzettel, verwelkte Blumen, ja sogar Rechnungen von Restaurants — das echte rechte Sammelsurium eines Garçons von überlanger Dienstzeit.

Und ich habe jedes Blatt von neuem gelesen, das eine mit einer Thräne im Auge, das andere mit einem Seufzer, ein drittes machte mich nur lachen, wieder eines setzte mich in Erstaunen, andere schließlich erzeugten ein Gefühl des Ekels.

Ach, wenn ich mein Herz, das ich auf so unverantwortliche Weise verzettelt, zur rechten Zeit an ein einziges Wesen, eine liebe kleine Frau — sagen wir: an das Bäschen, von dem ich so reizende Briefe aus dem Pensionate erhalten — gehängt hätte, von diesem soliden Kapitale könnte ich vielleicht heute noch zehren.

Doch was nützt die schönste Blumenguirlande um ein versäumtes „Wenn“? Ils sont passés, ces jours de fête; fort mit ihren verblaßten Zeichen! Den Herren vom Gerichte, die einmal kommen müssen, um meinen Nachlaß zu durchstöbern, soll dieser Teil der Unterhaltung entzogen werden.

Ein helles Feuer war bald angefaßt — zwei, drei herzhafteste Griffe mit beiden Händen in den Wust — zwei, dreimal ein wohlgezielter Wurf und — es war geschehen! Hei, wie die Flammen im Ramine mit meinen Flammen spielten, wie sie langsam aber immer feuriger die wellen Blätter umfingen, wie das knisterte und knatterte! Wie grimmer Hohn leuchtete mir aus der vollen Glut hie und da noch ein rotglühender Fetzen mit „heißgeliebter“ oder „ewiger Treue“ entgegen; aber nach Verlauf von fünf Minuten war alles, alles — Asche. Das Scheit Holz, das gerade im

Kamine brannte, gab mehr Wärme und hielt länger stand, als die kondensierten Liebesgluten eines halben Jahrhunderts!

Und es ward Abend und es ward Morgen, und es ward wieder Abend und wieder Morgen — die acht Tage Stubenarrest, Gott sei's getrommelt und gepfiffen, hatten ihr Ende erreicht!

Sei herzlich begrüßt!

Theodor.

24. Februar.

Lieber Theodor!

Kurz nach deinem Briefe empfing ich dein Telegramm, ach! bei einer sehr trüben Veranlassung, dem Hinscheiden meiner geliebten Frau. Ich kann mich nur schwer in den schmerzlichen Verlust finden. Wie traurig ist es doch im Leben eingerichtet, daß immer eines von den zweien, die während ihrer besten Jahre als treue Kameraden nebeneinander gingen, die letzte Spanne Weges einschichtig wandern muß! Ich will es versuchen, mich mit meinen Kindern zu trösten und in ihrem Glücke das meine zu finden.

Bald werden in meinem Hause Hochzeitsglocken erklingen. Ich suchte lange nach Schwiegerföhnen; nachdem ich solche, wie ich sie eigentlich gewünscht hatte, nicht fand, verheiratete ich meine beiden Töchter an zwei meiner jüngeren, aber bewährten Beamten, indem ich diese gleichzeitig als Gesellschafter in meine Fabrik aufnehme.

Auch mein Sohn denkt sich zu verhehelichen — eine Liebesheirat! Er hat sich auf das Studium des Sanskrit geworfen — eine sehr lobenswerte, aber wenig einträgliche Beschäftigung. Ich werde diesem jungen Paare meine Wohnung einräumen und mich auf ein Hinterstübchen zurückziehen. Für meine Person wird der Raum ja genügen.

Alle diese Maßnahmen und Veränderungen nehmen meine Zeit jetzt sehr in Anspruch, bei dem ersten freien Atemzuge aber erhältst du einen langen, ausführlichen Brief von mir.

Ja, ganz bestimmt!

Bis dahin übe die gewohnte Rücksicht gegen deinen alten
Paul.

Am siebenzigsten Geburtstage.

Lieber Paul!

Wenn man es recht überlegt, kommt man zu der Überzeugung, daß ein Geburtstag eigentlich nie etwas Schönes ist; denn man muß sich an jedem solchen Tage gleich für ein ganzes Jahr älter ausgeben. Und wie ganz besonders gilt dies vom siebenzigsten Geburtstage! Wie dumpf, wie schreckhaft klingt der nagelneue Siebener ans eigene Ohr! Aber das Familienleben hat für solche Tage eine Reihe narkotischer Scherze erfunden: Gratulanten in weißen Glacéhandschuhen, Torten mit rührenden Inschriften, Sträuße mit siebenzig Rosen, Verse stotternde Enkelkinder und dergleichen mehr.

In mein Jubiläum hat nichts von alledem gegriffen. Dein telegraphischer Glückwunsch war meine ganze Geburtstagsbescherung.

Nein, doch nicht die ganze. Des Schöpfers Majestät sandte auch eine kleine Aufmerksamkeit — einen blauen Himmel, verbunden mit einem recht beruhigenden Thermometerstande. So konnte ich denn mittags einen langen Spaziergang durch die Stadt wagen. Vor einem Blumenladen hielt ich still und kaufte dem Geburtstagskinde — ich fühlte tiefinniges Mitleid mit ihm — ein Blumensträußchen und steckte ihm die Blumen ins Knopfloch. Aber be-

vor ich in die Hausflur einbog, warf ich sie wieder fort. Weshalb soll mein Johann über den ungewohnten Ausputz sich Gedanken machen?

Auf der Tagesordnung der letzten Jahre stand viel Gebreche, viel Hausarrest und nicht wenig Langeweile. Man gewöhnt sich zuletzt an alles.

Ich finde es übrigens sehr taktvoll von dir, daß du mich im Laufe der Zeit niemals frugst, was ich denn mit der Pistole angefangen, die ich mir einstens „für später“ angeschafft hatte. Das „Später“ wäre ja schon lange genug da.

Daß ich es dir nur gestehe: ich nehme das gefährliche, glatte Ding zwar manchmal zur Hand, freue mich der schönen Eiselerung des Rohrs, betrachte den kunstvollen Griff, lege es aber dann immer behutsam wieder zur Seite.

Die Langeweile ist eben doch kein anständiges Motiv zum Selbstmorde, und abgesehen davon — hie und da fällt ja noch immer etwas, was wie Glück ausschaut, für mich ab. Weshalb sollte ich mich mutwillig darum bringen? Zwar das Glück, welches ich meine, ist ein sehr dünn gesätes — manchmal ein Sonnenstrahl, der den morschen Gliedern, manchmal ein Klang wie Liebe, der dem alten Herzen wohl thut.

Ja, die Liebe! Mißverstehe mich nicht: Als Akteur bin ich schon lange, lange vom Schauplatz abgetreten; statt dessen bin ich aber ein passionierter Liebeskiebitz geworden. In meiner letzten Stunde will ich es noch bekennen: Es giebt auf Erden kein größeres Glück als die Liebe; auf Schritt und Tritt, auf Weg und Steg lauscht man unversehens ihren Offenbarungen; das Gefose der Blüten, das Zwitschern der Vögel, das Girren der Tauben — jedes atmet Liebe, und jedes zaubert einen Glodenton ins Herz.

Und da sollte ich etwa deshalb, weil ich zum Geliebtwerden nimmer taue, an einem jungen Menschenpärchen, das sich zärtlich bei den Händen faßt, kalt und gefühllos vorübergehen? Ach nein — im Gegenteile! Da bleibe ich

erst recht stehen und manchmal, wenn ein Teil nicht gleich richtig zugiebt, komme ich sogar in Versuchung, die strengen Vorschriften für Liebitze zu umgehen und den Partnern mitten ins Spiel hinein zuzurufen: „Seiet klüger, als ich es war; haltet fest!“

Ein artiger Zufall hat mir gegenüber meinem Fenster das Schauspiel einer jungen Liebe gespendet. Es war die uralte Geschichte, und doch lehnte ich mir die Ellbogen auf meinem Fensterbrette wund, um sie mitanzusehen. Vor einem Jahre begann sie mit der gewöhnlichen Exposition: Sie waren beide jung und hübsch; er kam anfangs selten; sie sprachen sichtlich wenig und sagten sich anscheinend viel; die Mutter saß strickend dazwischen. — Er kam dann häufiger und brachte auch hier und da ein paar Rosen mit, die er zwischen Mutter und Tochter verteilte. Die jungen Leute sprachen immer weniger und sagten sich desto mehr. Und während hierbei manchmal der Schlaf die Mutter überfiel, sprachen die Jungen wohl gar nicht. Dies letztere kann ich aber nicht mit Bestimmtheit angeben, denn sie brachten diese Zeit in einer Nische zu, die meinem Auge entrückt war. Doch kehrten sie aus dieser Nische immer mit glühenden Wangen und zu Boden gesenkten Blicken zurück. — Dann kamen bitterböse Tage. Die Kleine zeigte sich nur mehr mit rotverweinten Augen, die Mutter mit verbrießlicher Nase, und ihn bekam ich gar nicht mehr zu sehen. Gestern endlich Scenenwechsel. Im Fenster meines Gegenübers ein prächtvoller Blumenstrauß, im Hintergrunde ein festlich geschmückter Tisch, die Mutter mit einem vergnügten Lächeln, die Kleine strahlend, wonnebebend und er daneben. Er umarmt sie ohne Scheu und setzt — klingt es nicht herüber wie ein schmatzendes Geräusch?

Kiebitz jusqu'ici! Vorhänge herab! Der Liebe mochte ich gerne zusehen, den Küffen nicht; denn wenn ich solchem mündlichen Verkehre zuschäue, wird immer der schmerzliche Gedanke in mir rege, wie lange schon keine Lippe mich geküßt!

Ich habe mein Testament gemacht. Es mußte sein, da ohne diese Vorsichtsmaßregel sich ja einmal meine sauberen Herren Vettern ins Fäustchen lachen würden. Nur das nicht! Doch es war ein schwieriges Stück Arbeit. Wohl ein Duzend Male schrieb ich den einleitenden Satz: „Im vollen Besitze meiner leiblichen und geistigen Kräfte . . .“

Aber dann laute ich immer verlegen am Federstiele; ich wußte keine Fortsetzung. Wen sollte ich denn mit meinem bißchen Hab und Gut bedenken? An dich dachte ich wohl in erster Reihe; aber du brauchst es nicht, und deine Kinder sind versorgt. Ich sann und sann. Plötzlich kam mir ein Strahl der Erleuchtung. Ich schrieb in aller Form Rechtsens meine Verfügungen. Der wesentlichste Paragraph lautet:

„Ich bestimme, daß aus meinem Vermögen eine Stiftung zur Ausheiratung alternder Junggesellen errichtet werde.“

Ich glaube, lieber Freund, mit dieser meiner letzten Verfügung den Grund zu einem segensreichen Werke zu legen.

Auch für mein Leichenbegängnis traf ich im Testamente Vorforge. Ich bestimmte, daß die Beerdigung entweder in aller Morgensfrühe oder in später Nachtstunde zu geschehen habe; die Leute auf der tagsüber belebten Straße brauchen es nicht zu glossieren, daß hinter dem Sarge kein einziger Trauernder einhergeht.

Diese Ausgabe von Partezetteln dürfte infolge einer bedeutenden Schwierigkeit ohnedies unterbleiben. Wer sollte sich auf denselben als Leidtragender bekennen?

Lange wird es wohl nimmer mit mir dauern. Wer weiß, was in den Sternen geschrieben? Vielleicht ist dieser Brief mein Abschiedsgruß. So lebe denn wohl und bewahre mir ein freundliches Angedenken!

Dein

Theodor.

25. Januar.

Lieber Theodor!

Eben erhalte ich deinen Brief. Was schreibst du da? Testament, Leichenbegängnis, Partezettel — Paperlapap! weißt du denn gar nichts Lustigeres zu ersinnen?

.. Lerne von mir — werde Philosoph! Ich bin im Laufe der letzten Jahre um manche trübe Erfahrung reicher geworden; aber ich lasse mich nicht niederdrücken.

Wenn ich mich recht entsinne, habe ich dir seinerzeit mitgeteilt, daß ich meine beiden Schwiegersöhne anlässlich ihrer Verheirathung zu Gesellschaftern in meiner Fabrik machte. Nun, diese jungen Leute hatten junge Ideen, mit welchen ich alter Knabe nicht Schritt halten konnte. Es gab fortwährend Meinungsunterschiede, so daß ich einmal in schlechtgelaunter Stunde von ungefähr die Absicht äußerte, von dem Unternehmen zurückzutreten. Diese vorschnelle Auserkung wurde mit einem so auffälligen Mangel an Betrübniß aufgenommen, daß ich füglich nicht anders konnte, als das gefallene Wort mit möglichster Beschleunigung zur That werden zu lassen.

Weiter ist dir wohl bekannt, daß ich meine Wohnung meinem Sohne überließ und mich auf ein Hinterstübchen beschränkte. Aber der kleine Nachwuchs meines Sohnes wird immer größer, der Hausstand wächst. Jetzt soll für die älteren Kinder eine Bonne genommen werden; doch es fehlt an der passenden Unterkunft. Sie haben es mir nicht gerade heraus gesagt, aber ich merke es an ihren Neben deutlich, daß ihnen mein Stübchen wie kein anderes zu diesem Zwecke genehm wäre.

Nun, ich will niemand im Wege stehen. Und welcher sublimen Gedanken, glaubst du wohl, haben diese Dinge in mir zur Reife gebracht? Höre und staune:

Ich bin im Begriffe, hier mein Bündel zu schnüren, und will, soferne du nichts dagegen einzuwenden hättest, für den Rest unserer Tage wieder unter Einem Dache mit dir hausen.

Wit hin, Herzensjunge, wenn es dir recht ist, finde dich zu Tag und Stunde, welche ich dir telegraphisch mittheilen werde, am Bahnhofe ein, öffne die alten Arme recht weit, du kannst bei dieser Gelegenheit auch den Fuß in Empfang nehmen, nach welchem du schon so lange Sehnsucht hegst.

Dein

Paul.



E n d e.



5 5